cat. fol. 378. N.
37 d 40.
H.V. 225
-1-

Neue Reiſen
nach
Weſt-Indien.

Erſter Theil.

Neue Reiſen
nach
Weſt-Indien

Darinnen
Nachrichten von der Religion,
der
Regierungsart, den Sitten, der Handlung und den Kriegen der Völker
enthalten,
die an dem großen Fluſſe Saint Louis, der gemeiniglich der Miſſiſſippi genannt wird,
wohnen.

Herausgegeben
von
[N.] M. Boſſü,
Hauptmann unter den Seetruppen.

Erſter Theil.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Frankfurt und Leipzig,
1771.

Historischer Verein
für Schwaben

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Nachricht an den Leſer.

Der Autor dieſer Memoiren hat ſich zwölf Jahre in dem weitläuftigen Lande, welches von Wilden bewohnt wird, aufgehalten. Er lernte ihre Sprache, um ihre Denkungsart und ihre Sitten kennen zu lernen, und alle Fragen an ſie thun zu können, die der Dienſt ſeines Königs erforderte. Dis hat ihn in den Stand geſetzt,

für die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen zu ſtehen.

Er ſchrieb an einem vornehmen Officier, mit dem er im Briefwechſel ſtand, und welcher neugierig war, die Lebensart der Völker auf der andern Halbkugel kennen zu lernen. Der Autor hat ſich bemühet ihre geheimſten Gedanken zu entdecken, und hat nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß Ordnung und Beredſamkeit in den Reden dieſer Leute, die wir Wilde nennen, herrſcht. Eine Probe hiervon wird die Rede ſeyn, welche Thamathele-Mingo (1), das Ober-

(1) Mingo bedeutet einen Chef oder oberſten Caciquen eines Cantons.

Oberhaupt des Stammes Allibamone hielt, als die Frage davon war, einen beſtändigen Frieden unter den Kriegführenden Nationen einzuführen. Den Innhalt dieſer Rede wird man im XVten Briefe finden.

Die hiſtoriſchen Briefe, daraus dieſe Sammlung beſteht, erzählen dem Leſer eine Kette von erſtaunlichen Begebenheiten. Sie ſind in der That curieus und intereſſiren durch die Verſchiedenheit der Gegenſtände, die darinn abgehandelt ſind. Die moraliſchen und politiſchen Anmerkungen, welche man darinn findet, ſind natürlich und ungeſucht. Man erkennet darinn die Droiture und Auf-

 rich-

richtigkeit, welche den Autor in allen ſeinen Handlungen geleitet hat.

Dieſe Erzählungen enthalten die vornehmſten Begebenheiten, die ſich mit dieſem Lande ſeit 1512, da es entdeckt worden, bis 1762 zugetragen haben (1).

Der Autor iſt überzeugt, daß die Wahrheit ohne Schmuck mehr Eindruck macht, als mit allem wunderbaren, damit man ſie auszieret, und unfähig das Publicum zu betrü-

(1) Louiſiana führte vor dieſem den Namen Florida; Johann Ponce de Leon entdeckte dis Land im Jahr 1512 am Palmen-Sonntage, und gab ihm vermuthlich den Namen Florida, wegen des ſchönen Anblicks, den die blühenden Bäume und Felder machten.

trügen, erzählet er, was er geſehn und gehört hat. Um nicht in den Fehler der Weitläuftigkeit zu verfallen hat er nur die wichtigſten Vorfälle angeführt.

Obgleich in dieſen Nachrichten einige ſehr angenehme mit vorkommen, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß ſie durch den Romanhaften Styl der meiſten Reiſebeſchreiber, die nach ihrem Gutdünken ſonderbare Begebenheiten erdenken, und Fabeln ſtatt Wahrheiten erzählen (1), nichts an ihrer Richtigkeit gelitten haben.

In den meiſten Reiſen vermiſſet man die hauptſächlichſten Nachrich-

(1) Man leſe die erbaulichen Briefe.

ten von den Gebräuchen dieſer Völker, die man nicht anders kennen lernt, als wenn man lange mit ihnen umgeht.

Einige Begebenheiten, die der Autor in dieſer Sammlung erzählt, würden vielleicht fabelhaft ſcheinen, wenn nicht noch jetzo in Frankreich einige angeſehene Perſonen lebten, die ihn auf ſeinen Reiſen begleitet haben, die die Wahrheit derſelben beſtätigten.

Man hat nöthig erachtet dis Werk mit Noten zu begleiten, um einige Redensarten zu erklären, deren ſich die Wilden in ihren Reden bedienen.

Der Autor dieſer Memoiren redet mit vieler Zurückhaltung von den

Vorfällen, die ſeine Perſon betreffen, um nur alsdenn, wenn der Zuſammenhang der Materien dieſes unvermeidlich gemacht hat. Seine vornehmſte Abſicht, warum er ſeinen Landsleuten die Tugenden und Laſter ſo entfernter Länder vor Augen gelegt hat, iſt geweſen, Abſcheu gegen die Betrüger, und Hochachtung gegen die Tugendhaften zu erwecken.

Unſer weiſes und Gerechtigkeitliebendes Miniſterium, deſſen Abſichten ganz allein auf das allgemeine Wohl abzwecken, wird die Ungerechtigkeiten abzuſtellen und wieder gut zu machen ſuchen, die durch die Krieges-Unruhen, bey der großen Entfernung

der Oerter, eingeriſſen ſind. Der Eifer, mit welchem daſſelbe für unſer Seeweſen ſorgt, und die gute Ordnung, die in unſern Colonien eingeführt iſt, wie auch das gute Vernehmen, welches zwiſchen beyden Kronen obwaltet, ſind unſrer Nation die ſicherſten Bürgen, daß ſie mit ihren treuen Alliirten den Spaniern die Reichthümer der neuen Welt theilen wird.

Der Himmel müſſe unſre treuen Wünſche für das Wohl der geheiligten Königlichen Familie erhören.

Ver=

Verzeichniß
der Briefe,
die in dieſem Theile enthalten ſind.

I. Brief.

Abreiſe des Autors nach Amerika, Beſchreibung der Stadt auf dem Cap. Francois, Grauſamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Inſel Domingo. Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Urſprung der veneriſchen Krankheit. Seite 1.

II. Brief.

Der Autor gehet vom Cap Francois nach Louiſiana ab. Kurze Beſchreibung des Hafens der Havana, des berühmten Mexicaniſchen Meerbuſens, und der Stadt Neuorleans. Seite 16.

III.

III. Brief.

Beſchreibung der Religionsgebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verſchwörung der Natches wider die Franzoſen. Seite 30.

IV. Brief.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldenen Berg geſucht. Urſprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle. Seite 66.

V. Brief.

Beſchreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes. Seite 90.

VI. Brief.

Erzählung deſſen, was dem Autor auf ſeiner Schiffarth nach Neu-Frankreich begegnet. Schifbruch des St. Louis eines Königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben. Seite 105.

VII. Brief.

Beſchreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführt, davon der Autor ein Zeuge geweſen. Wie ſich die Franzoſen unter dieſen Völkern etablirt. Seite 119.

VIII. Brief.

Der Autor reiſet aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreiſe des M. de Vaudreuil. Zweyte Reiſe des Autors zu den Illinois. Heroiſche That eines Vaters, der ſich für ſeinen Sohn aufopfert. Seite 148.

IX. Brief.

Abreiſe des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beſchreibung einer Heerde Elephanten, welche bis in die Gegend des Fluſſes Oyo gekommen. Seite 171.

X. Brief.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffart den Fluß herunter. Er cam=

campirt auf einer Inſel, die der Mißißipi macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derſelben Seite 191.

XI. Brief.

Der Autor reiſet nach Europa ab. Gefecht mit einem engliſchen Seeräuber. Er embarquirt ſich auf dem Cap Francois auf eine Franzöſiſche Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die in ſeinem Geſichte beynahe alle von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Breſt Seite 202.

Neue

Neue Reiſen nach Weſtindien.

I. Brief.

An den Herrn Marquis de Leſtrade.

Abreiſe des Autors nach America, Beſchreibung der Stadt auf dem Cap François, Grauſamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Inſel Domingo, Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Urſprung der veneriſchen Krankheit.

Mein Herr!

Als ich die Ehre hatte von Ihnen Abſchied zu nehmen, befahlen Sie mir Ihnen von allem Nachricht zu geben, was mir in dieſer neuen Welt merkwürdig vorkommen würde; Sie verlangten auch, daß ich Ihnen

nen

nen die Umſtände meiner Reiſe mittheilen ſollte. Ich wende mit Vergnügen meinen Aufenthalt auf dem Cap Francois dazu an, mein Verſprechen zu erfüllen.

Ich war im Jahr 1750. zu Belle Isle, wo der Ritter de Groſſolles damals das Kommando führte. Dieſer händigte mir einen Brief von dem Grafen von Argenſon ein, der mir Nachricht gab, daß der König mich zum Lieutenant unter den Seetruppen ernannt hätte. Der Miniſter befahl mir zugleich, mich ohne Aufſchub nach Rochefort zu begeben. Dieſem zufolge gieng ich auf das erſte Schiff, welches beſtimmt war Sardellen nach Rochelle zu bringen, die an den Küſten von Bretagne gefangen werden, und davon die Einwohner von Belle Isle ihre vornehmſten Einkünfte haben.

Im Monat November giengen wir vor Palais, dis iſt der Name der Stadt auf dieſer Inſel, unter Segel; gleich in der erſten Nacht ſtanden wir auf der Höhe an den Küſten von Poitou ein ſo grauſames Ungewitter aus, daß man jeden Augenblick befürchten muſte, die See würde unſer kleines Fahrzeug, welches von den Wellen geſchlagen und hin und her geworfen wurde, verſchlingen. Die Mannſchaft des Schiffes beſtand aus einem Piloten und drey Bootsknechten aus Niederbretagne, die man gemeiniglich Meerwölfe nennt, weil ſie ſo ſehr an dieſes Element gewöhnt ſind, daß ſie ihm in den größten Ungewittern Trotz bieten. Weil

der

der Wind noch ſtärker wurde, ſo ſah ſich unſer Patron genöthigt vor Isle Dieu, welche Inſel zwiſchen Poitou und dem Lande Aunis liegt, Anker zu werfen. Hier lagen wir 8 Tage ſtille, nach welchem das Meer wieder ruhig wurde, wir giengen ſogleich wieder unter Seegel und ſetzten unſern Lauf fort bis an der Inſel de Rhe. Hier ließ ich mich über den Arm des Meeres, der drey Meilen breit iſt und dieſe Inſel vom feſten Lande abſondert, ſetzen, um nach Rochelle zu gehen, und den folgenden Tag langte ich in Rochefort an. Meiner Ordre zufolge meldete ich mich bey dem Intendanten der Marine M. le Normand de Meſi (1) einem Manne von wahren Verdienſten, und der wegen ſeiner Einſichten und ſeines guten Herzens des Poſtens, den er bekleidet, würdig iſt. Er befahl mir, mich mit allem zu verſehen, was zu einer Reiſe über das Meer erfodert würde, und mich alsdenn auf dem Schiffe der Pontchartrin von 400 Tonnen zu embarquiren. Herr le Normand

(1) Herr le Normand iſt nachher in das Miniſterium der Marine, unter dem Titel eines General-Intendanten der Marine und der franzöſiſchen Colonien aufgenommen, und ich ergreiſe dieſe Gelegenheit mit Vergnügen demſelben öffentlich meine Dankbarkeit für ſeine gütige Aufnahme nnd die Dienſte, die er mir erzeigt, zu bezeugen.

mand hatte dieſes Schiff auf Rechnung des Königs gemiethet, um 4 Compagnien Seetruppen zu transportiren, die wir von der Cidadelle auf der Inſel de Rhe einnahmen, und die beſtimmt waren die Beſatzung in Neuorleans zu verſtärken.

Wir giengen den 26 December von Rochelle unter Segel; die erſten 15 Tage war uns der Wind zuwider und trieb uns nach den Spaniſchen Küſten, ſo daß wir uns ſchon entſchloſſen hatten vor Corogne anzulegen, um uns wider den Wind zu ſichern; zum Glück aber änderte er ſich auf einmal und am Ende des Januar bekamen wir die Inſel Madera, welche der Krone Portugall zugehöret, zu Geſichte. Man nennet ſie wegen ihrer Fruchtbarkeit die Königinn der Inſeln, ſie hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreiß; der Wein, der daſelbſt wächſt, iſt ſehr gut, und die Früchte ungemein ſchön und ſchmackhaft.

Den 15 Februar befanden wir uns unter dem Wendezirkel des Krebſes. Der 16te ward mit den lächerlichen Gebräuchen zugebracht, denen ſich diejenigen unterwerfen müſſen, die zum erſtenmal die Linie paßiren; die Seeleute taufen ſie da mit Meerwaſſer; doch iſt man von dieſer überflüßigen und unangenehmen Beſprengung befreyet, wenn man dem Bootsmanne ein klein Geſchenk giebt. Endlich kamen wir nach einer Reiſe von 2 Monaten glücklich auf dem Cap Francois an. Dieſes iſt eine Küſte

von

von der Inſel St. Domingo, welche das erſte Land von America iſt, wo die Spanier Städte und Feſtungen angelegt haben.

Das Cap liegt an einer Bucht, und wird von einem Fort vertheidigt, welches an dem Eingange des Hafens in einen Felſen gehauen iſt. Dieſes Fort, welches ſtark mit Geſchütz beſetzt iſt, erſtreckt ſich in das Meer, und formirt ein Vorgebirge oder Cap, und hiervon hat die Stadt den Namen. Sie wird von Europäiſchen Kaufleuten, Creolen, und Negern bewohnt, welche letztern gebraucht werden, Zuckerrohr, Caffe, Indigo, Cacao, Baumwolle, Zimmt und Toback zu bauen.

Die Spanier und Franzoſen haben ſich in dieſes Land getheilt. Dieſe letztern beſitzen den Weſtlichen Theil. St. Domingo iſt die Hauptſtadt, und die Reſidenz eines Biſchoffs, den der Catholiſche König dahin geſetzt hat.

Dieſe Inſel iſt durch den Urſprung der veneriſchen Krankheit berüchtigt geworden. Man iſt ſo uneinig hierüber, und die Nachrichten hiervon ſind ſo verſchieden, daß ich mich für verbunden halte Ihnen dieſe Sache nach der Wahrheit zu erzählen.

Unter der Regierung Ferdinands von Arragonien, und Iſabellen von Caſtilien, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, war Nicolaus von Obando Gouverneur dieſes Landes. Dieſem war vornemlich anbefohlen an der Bekehrung der überwundenen Indianer zu arbei-

ten. Zu dem Ende theilte er ſie unter ſeine Caſtilianer, und gab dem einen hundert, dem andern funfzig, welches er Repartimiento, oder eine Eintheilung nannte. Sie werden geſtehen, mein Herr, daß dieſes eine ganz beſondere Methode war Proſelyten in der neuen Welt zu machen: dergleichen Maximen ſind dem Geiſte des Chriſtenthums ſehr zuwider, (1)

Die nach Golde begierigen Spanier zwangen dieſe unglücklichen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten, und acht bis neun Monate in den Eingeweiden der Erde herum zu kriechen. Dieſe ſchwere Arbeit, die ſchwefelichten Ausdünſtungen in den Bergwerken, und der Mangel, darinn ſie durch die Unmöglichkeit ihre

(1) Der König Ferdinand, der von dieſen Unordnungen Nachricht bekommen, bemühete ſich ihnen abzuhelfen, und wendete ſeine Sorgfalt vornemlich auf die Indianer, die er bekehren wollte, welches immer die erſte Abſicht der Catholiſchen Könige geweſen iſt. Er gab auch in der That verſchiedene Befehle heraus, daß ſie durch den Weg der Sanftmuth, und ein gutes Exempel der Uneigennützigkeit ſollten zum Glauben gebracht werden; aber dieſe Mittel verlohren ihre Kraft in der Ferne, ſo wie ein Pfeil nach und nach niederfällt, wie er ſich von der Hand desjenigen entfernet, der ihn abgeſchoſſen hat. Anton de Solis.

ihre Ländereyen zu beſtellen, verſetzt wurden, verdarb die Maſſe ihres Geblüts ſo ſehr, daß ihr Geſicht ſo gelb wurde wie Safran, und ſie bekamen an allen Gliedern des Leibes eine Art giftiger Blattern, die ihnen unerträgliche Schmerzen verurſachten. Dieſe Seuche theilten ſie ſehr bald ihren Weibern, und dieſe ihren Feinden mit, und dieſe und jene kamen aus Mangel gehöriger Hülfsmittel um.

Die verzweifelten Spanier glaubten dieſe Peſt würde ihnen nicht nach Europa folgen, und kehrten dahin zurück, um die Luft zu verändern; aber ſie betrogen ſich; ſie brachten den Europäern die Krankheit mit, welche ſie von den Amerikanern bekommen hatten. GOtt hatte endlich Mitleiden mit dieſen elenden Inſulanern; eine Indianiſche Frau eines Caſtillaners entdeckte einige Zeit hernach einen gewiſſen Baum, den ſie Guayakan nennen, der ihre Krankheit linderte.

Es iſt mehr als zu wahr, daß böſes nichts als böſes hervorbringt. Die Spanier haben Millionen Menſchen in der neuen Welt aufgeopfert, und ganze Länder entvölkert, um das Indianiſche Gold in ihrer Gewalt zu bringen; aber Herr von Voltaire ſagt ganz recht:

Es iſt wahr, Amerika iſt uns unterwürfig gemacht; aber ſeine Krankheit verderbt uns, und Amerika iſt gerächet.

Gold und Silber koſtet denjenigen, die es aus

den Bergwerken herausbringen müſſen, ſo viel Mühe und Beſchwerlichkeit, als Vergnügen und Unbequemlichkeit ſich die dadurch verſchaffen, welche dieſe Metalle beſitzen. Mir erzählte ein Spaniſcher Ingenieur, man habe neunzehn Jahre zugebracht, ehe man in Potoſi die Ader Cruſero gefunden, welche 250 Fuß tief iſt. So unmenſchlich ſchwer iſt die Arbeit, zu der die Gewalt und der Geiz die in Knechtſchaft und Elende lebende Indianer zwingt, um das Gold aus den Eingeweiden der Erde heraus zu ziehen. Die unglücklichen Arbeiter, die dazu gebraucht werden, müſſen der Luft unſerer Atmosphäre, und dem Lichte der Sonne entſagen, und ſich in die tiefen, ungeſunden und kalten Abgründe unſerer Erde begraben. Die Ausdünſtungen in dieſen Gruben ſind ſo ungeſund, daß ſie Betäubung und Herzpochen bey den Arbeitern verurſachen, ſo bald dieſe anfangen darinn herunter zu ſteigen. Sie bedienen ſich in dieſen unterirrdiſchen Gängen der Lampen, um zu ſehen. Das Erz iſt darinn gemeiniglich ſehr hart, und wird mit Hämmern zerſchlagen, und hernach tragen ſie es auf den Schultern herauf, und zwar auf Leitern von gewundenen Ochſenleder mit hölzern Sproſſen, die ſo gemacht ſind, daß wenn der eine heraufſteigt, der andere herunter ſteigen kann: ſie ſind zehn Lachter lang. Ein Menſch trägt gewöhnlich zwey Aroben, oder 50 Pfund dieſes Metalls, auf dem Rücken, welches in

ein

ein Stück Leinwand gewickelt wird, der, welcher vorauf ſteigt, hat ein Licht an ſeinem Daumen befeſtigt, und alle halten ſich mit beyden Händen an der Leiter um 250 Fuß hoch zu ſteigen.

Die Geſchichte von Weſtindien lehret uns, daß die Völker in Florida die Säcke mit Gelde, als einer ganz unnützen Sache, weit von ſich warfen. Die Einwohner des Königreichs Mexico ſchätzten im Gegentheile das Gold hoch. Ich will hiervon die eigenen Worte des Joſeph von Acoſta, in ſeiner allgemeinen Geſchichte von Indien, anführen. „Ihr Geiz, ſagt er, „war lange nicht ſo hoch geſtiegen, als der „unſrige, und ob ſie gleich Götzendiener wa„ren, ſo haben ſie doch nie Gold und Silber „göttlich verehret, wie viele ſchlechte Chriſten, „die um dieſes Metall die größten Verbrechen „begangen haben.

Eben dieſer Schriftſteller erzählet einen Vorfall, der den dummen Geiz des Menſchen ſehr genau charakteriſirt: „ein Spaniſcher Mönch, ſagt er, bildete ſich ein, daß dasjenige, was er in dem großen Feuerſpeienden Berge in Guatimala brennen ſahe, nichts anders ſeyn könnte, als Gold, weil dieſer Berg ſeit ſo vielen Jahrhunderten brennt, ohne ſich zu verzehren. In dieſer Einbildung erfand er Schöpffkeſſel, Ketten und andere Werkzeuge, um ſein geſchmolzen Gold aus dieſem Brun-

nen heraus zu ziehen; aber das verwüſtende Feuer vernichtete ſeine Hoffnung, denn der Keſſel und die Kette waren kaum in dieſen Schlund der Hölle herein gelaſſen, da ſie alſobald zerſchmolzen. Nichts deſtoweniger, fährt der Autor fort, war dieſer Menſch ſo erpicht auf dieſes Gold, daß er immer auf neue Erfindungen dachte, um es heraus zu ſchöpfen; da er ſich aber einmal der Oeffnung zu ſehr nahete, ſo verlohr er durch die Ausdünſtungen des Berges ſein Leben, als er am zuverſichtlichſten hofte ſeine Erwartungen erfüllt zu ſehen. So verkürzen die blinden Sterblichen ihr Leben, indem ſie zu ſehr darauf bedacht ſind ſich Vergnügen zu verſchaffen. „

Um auf die Einwohner von S. Domingo zurück zu kommen, ſo lehrt uns die Geſchichte dieſes Landes, daß ein Cacique (1) mit Namen Poncra, der von den Spaniern beleidigt worden, die Flucht ergriff, und ſein Dorf verließ, darinn die Feinde 3000 Mark Goldes erbeuteten, die die Einwohner zurück gelaſſen hatten. Vaſco Nunez de Balboa, der Nachfolger des Nicolaus de Obando, ſchickte dieſem Caciquen Leute nach, um ihm zu ſagen, er möchte ohne Furcht zurück kommen, er wollte ihn als einen Freund aufnehmen, wenn er aber nicht zurück käme, ſo würde er ihn aufſuchen,

(1) Eine Art eines kleinen Königs.

ſuchen, und durch ſeine Hunde zerreiſſen laſſen. (1)

Poncra wurde durch dieſe Drohungen in Furcht geſetzt, uud unterſtand ſich nicht ungehorſam zu ſeyn. Er brachte noch drey andere Herren, die ſeine Vaſallen waren, mit. Nunez von Balboa wendete vergebens alle Mittel an, um von ihm zu erfahren, wo man das Gold

(1) Die Spanier hatten große Hunde mit nach Indien gebracht, die ſie abgerichtet hatten, die Indianer zu jagen; ſobald dieſe Hunde gegen die Unglücklichen losgelaſſen wurden, ſo riſſen ſie ihnen die Eingeweide aus und fraſſen ſie auf. Unter dieſen war einer auf der Inſel der Baremel hieß, und ſehr gefürchtet wurde. Obgleich dieſer Hund geharniſcht war, um ihn gegen die Pfeile zu ſichern, ſo tödteten ihn, wie man ſagt, die Indianer doch endlich, indem ſie ihn mit Pfeilen in die Augen ſchoſſen, welches ein großer Triumph für ſie war.

Antonius von Herrera erzählet, daß dieſes Thier, welches einen ſonderbaren Inſtinct hatte, einen engen Paß in S. Domingo bewachte; eines Tages wollte eine Indianerin durch dieſen Paß gehen, und redete den Hund folgendermaßen an: Herr Hund, thue mir nichts zu leyde, ich trage dieſen Brief an die Chriſten.

Gold dieſes Landes, von dem man glaubte, daß es eine große Menge hervorbrächte, fände. Gute Begegnungen ſo wenig als Martern waren vermögend dieſes Geheimniß, welches er vielleicht ſelbſt nicht wuſte, von ihm auszupreſſen. Poncra antwortete, die drey tauſend Mark Goldes, die man gefunden, wären zu den Zeiten ſeiner Voreltern geſammlet, diejenigen, welche es zuſammen gebracht, wären geſtorben, und er habe ſich nicht die Mühe gegeben noch mehreres ſuchen zu laſſen, weil er gar keines gebraucht hätte. Dieſer unglückliche Cacique wurde den wüthenden Hunden übergeben, die ihn mit ſammt ſeinen drey Vaſallen zerriſſen.

Einige Zeit darauf fiel ein Spanier den Indianern, die Unterthanen des unglücklichen Poncra geweſen, in die Hände. Dieſe warfen ihm die allzu große Begierde ſeines Volkes nach Golde, und die Ungerechtigkeiten, welche ſie um daſſelbe zu erhalten begiengen, vor. Dieſe Begierde nach Golde, ſagten ſie, wäre der einzige Bewegungsgrund, der die Europäer aus ihrem Vaterlande und durch ſo viele Gefahren auf dem Meere nach dieſer Inſel lockte, und ſie reizte, Völker zu beunruhigen, die ruhig in ihren Hütten, unter dem Schutze des großen Geiſtes, (1) lebten.

Nach

(1) So nennen die Indianer das höchſte Weſen.

Nach dieſer kurzen Rede ſchmolzen ſie Gold, und goſſen es ihm in den Mund und in die Ohren, indem ſie ſagten: **Hund, weil du eine ſo groſze Begierde darnach haſt, ſo ſättige dich.**

Man muß aber bekennen, daß wenn die Geſchichte von Mexico uns nichts als ſchreckliche Vorfälle zeigt, die von Domingo dagegen uns eine Menge edler Handlungen aufbehalten hat.

In einer großen Hungersnoth brachte einſtmals ein Indianer den Don Pedro de Margaratit, der damals Spaniſcher Commandant auf der Inſel war, zwey lebendige Turteltauben. Dieſer General nahm ſie an, bezahlte ſie dem Indianer reichlich, und bath einen Theil der Beſatzung mit ihm auf einen erhabenen Ort der Stadt zu gehen. Hier zeigte er ihnen die beyden Thiere, und ſagte, „meine Herren! es thut mir leyd, daß ich nicht ſo viel bekommen habe, um Sie alle zu bewirthen: ich kann mich aber nicht entſchließen meinen Hunger zu ſtillen unterdeſſen, daß Sie davon geplagt werden, und ließ darauf die beyden Tauben fliegen.„

Ich könnte noch eine Menge Vorfälle erzählen, die den Einwohnern dieſer Inſel nicht weniger Ehre machen. Unter denen, die man mir erzählt hat, ſind viele, die verdienten in der Geſchichte aufbehalten zu werden, und ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen Ihnen noch einen davon zu erzählen. Ein alter Einwohner

ner von St. Domingo hatte ein beträchtliches Vermögen durch Handlung und Fleiß erworben. Dieſes hatte ſeine Aufführung und ſeine Sitten im geringſten nicht geändert, und er ſchätzte es nur deswegen hoch, weil es ihn in den Stand ſetzte andern zu dienen.

Sobald er ein Schif aus Frankreich ankommen ſahe, gieng er an das Ufer, um die Paſſagiers ans Land treten zu ſehen, und nahm dieſe gemeiniglich mit in ſein Haus. Eines Tages ſahe er verſchiedene junge Leute, die ſich einbildeten, ihr Glück würde bey ihrer Ankunſt ſchon gemacht ſeyn, ans Land treten. Sie verließen ſich ſo ſehr auf ihre Empfehlungsſchreiben, daß ſie auf den Coloniſten wenig achteten, der ſie freundlich anredete. Dieſer wünſchte ihnen vieles Glück, und ließ ſie gehen. Einige Zeit darauf fand er ſie ſehr traurig und unzufrieden über die Aufnahme, die ſie gefunden hatten und redete ſie an: Meine Herren, Sie ſind mir nicht empfohlen, Sie haben auch auf meinen Beyſtand nicht gerechnet, aber ich bin ein Menſch, und Sie haben Hülfe nöthig. Kommen Sie in mein Haus. Sie ſollen da Tiſch und Wohnung finden, unterdeſſen wird ſich vielleicht was finden das ſich für Sie ſchickt. Sie folgten ihm in ſein Haus, darin ſie einen Tiſch für zwanzig Perſonen und eben ſo viel ſchwarze Bedienten fanden. Einer von den neuen Gäſten fragte, ob man ſie zu einer Hochzeit gebeten, und alle erſtaunten, als ſie erfuh-

ren.

ren, dieſer Mann lebte gewöhnlich ſo. Der Herr vom Hauſe behielt ſie auf dieſe Art einige Zeit bey ſich, und durch ſeinen Raht und Bemühungen erhielten ſie bald vortheilhafte Etabliſſements.

Sie werden leicht denken, mein Herr, daß ein Herr, der ein ſo gutes Herz hatte, von allen ſeinen Sclaven wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Dieſer Mann war von dem barbariſchen Geize vieler Coloniſten ſehr entfernt, die ihre unglücklichen Sclaven zu ſo erſchrecklichen Arbeiten zwingen, daß ſie ſich weigern Weiber zu nehmen, um nicht, wie ſie ſagen, ſolchen Herren Sclaven zu zeugen, die derſelben, wenn ſie alt und ſchwach werden, unbarmherziger begegnen, als ihren Pferden und Hunden.

Was die Bewohner der Franzöſiſchen Inſeln in Amerika betrift, ſo kann ich verſichern, daß ſie gegen Fremde ſehr freygebig ſind. Man kann ſo gar in dem Innern dieſer Länder reiſen ohne einen Pfennig zu verzehren, wer nur ein anſtändiges Weſen und eine gute Mine hat, wird von einer Colonie zur andern ſehr wohl aufgenommen.

Den Adel, welchen man in Frankreich den Creolen beylegt, verdienen dieſe durch ihre edle Denkungsart, und ſie thun ſich ſowol im Kriege, als auch in den Künſten ſehr hervor. Die Menſchen ſind an allen Orten der Erde einerley und gleich fähig zum Guten und zum

Böſen.

Böſen. Die Erziehung beſſert ihre Fehler, aber ſie giebt ihnen keine Tugenden. Eben der Schöpfer, der den ſittlichen Menſchen gemacht hat, hat auch den wilden erſchaffen, und ihnen gleiche Fähigkeiten gegeben. Dieſes, mein Herr! ſollen Ihnen meine künftigen Briefe noch weiter zeigen, und wenn ſie ſich nicht durch die Schönheit der Schreibart empfehlen, ſo werde ich mich doch bemühen, ſie durch die beſondern Vorfälle, die ich Ihnen erzählen werde, für Sie unterhaltend zu machen. Ich verharre, mein Herr ꝛc. Vom Cap Francois den 15 Febr. 1751.

II. Brief.

An eben denſelben.

Der Autor geht von Cap Francois ab nach Louiſiana. Kurze Beſchreibung des Hafens der Havane, des berühmten Meerbuſens von Mexico und der Stadt Neu Orleans.

Vom Cap Francois ſchiften wir nach dem Orte unſrer Beſtimmung den 8ten März ab, und den 15ten hatten wir die Inſel Cuba im Geſichte, welche die temperirteſte unter den Antillen iſt. Die Havane iſt wegen ihrer vortheilhaften Lage, und der Bequemlich-

keit ihres Hafens, welcher mehr als tauſend Schiffe faſſen kann, das Magazin der Reichthümer Indiens. Der Hafen wird durch drey Forts bedeckt, und iſt der gewöhnliche Sammelplaz der Spaniſchen Flotten, wenn ſie nach Europa zurück gehen. Cuba iſt zweyhundert Meilen lang und 25 bis 30 breit; bis ins ſechzehnte Jahr nach ihrer Entdeckung war man ungewiß, ob ſie eine Inſel oder feſtes Land ſey: ſie liegt in dem Wendezirkel des Krebſes unter dem 23ten Grade 30 Minuten Norder Breite. In der Mitte der Inſel finden ſich ſehr nahe bey einander eine Menge kleiner Inſeln, die ſich gegen Süden erſtrecken, und der Garten der Königinn genannt werden.

Um die Tag und Nacht Gleiche ſtanden wir, zwiſchen dem Cap Catoche und dem Cap. S. Antoine, ein hartes Ungewitter aus. Dieſes letzte, um welches wir den 23ten herum fuhren, iſt die Weſtliche Spitze der Inſel Cuba. Weil ich niemals lange Reiſen zu Waſſer gethan hatte, ſo wurde ich ſehr von der Seekrankheit inkommodirt, aber die Begierde, welche ich hatte meinem Vaterlande zu dienen, machten mir alle Beſchwerlichkeiten meiner Reiſe leicht. Endlich änderte ſich der Wind, und das Meer wurde ruhig und nach wenig Tagen ſegelten wir in den berühmten Mexicaniſchen Meerbuſen, darinn wir eine ungeheure große Menge fließendes Holz fanden, welches aus Louiſiana auf dem Mißißippi herunter kommt;

man ſiehet es weiter als zweyhundert Meilen in die Breite, und es diente uns, bey einem ſehr großen Nebel, zum Wegweiſer, die Mündung des Fluſſes zu finden, welches gegen den Felſen und der Niedrigkeit ſeiner Ufer ſehr ſchwer iſt.

Die erſten Tage des Aprils bekamen wir das Frot Baliſe, welches an der Mündung des Mißißippi liegt, zu Geſichte.

Der Herr le Moine von Iberville (1) ein Canadiſcher Edelmann, entdeckte im Jahr 1698 dieſe Mündung, die de la Salle 1684 nicht hatte finden können. Unſer Schiff blieb hier mit dem Hintertheil feſt ſitzen; wir löſeten ein Stück, um einen Piloten herbey zu ziehen, und zugleich ließ unſer Schiffs-Capitain das Geſchütz und die 200 Mann Landtruppen, die wir zum Dienſte der Colonie in Louiſiana am Boord hatten, ausſchiffen. Dieſes erleichterte das Schiff, ſo daß es wieder flott wurde.

Wir traſen den 4ten April, 18 Officiers, bey dem Fort Baliſe, (2) darinn damals M.

de

(1) M. von Iberville Gouverneur von Louiſiana, brachte die erſte Colonie im Jahr 1699 dahin. Nach ſeinem Tode blieb dieſes Land lange ohne Gouverneur. De la Motte Cadillac war der zweyte, und de Bienville, ein jüngerer Bruder des erſtern, der dritte.

(2) Von dieſem Fort bis nach Neuorleans rechnet man, wegen der vielen Krümmen, die der Flüß in die Seegegend hat, 30 Meilen.

de Santilly kommandirte, ans Land. Dieſer Offficier bewirthete uns die Zeit über, die wir uns bey ihm aufhielten, aufs beſte. Das Fort iſt freyſtehend und um und um mit Moråſten umgeben, die voll Schlangen und Krokodillen ſind.

Der Marquis von Vaudreuil, der von unſerer Ankunft war benachrichtiget worden, hatte uns verſchiedene kleine Fahrzeuge entgegen geſchickt. Sie brachten uns Erfriſchungen; wir vertheilten unſere Soldaten darauf und kamen mit Rudern und Segeln den erſten Oſtertag nach Neuorleans. Der Marquis von Vaudrevil ſoll durch 24 Compagnien Seetruppen verſtårkt werden. Dieſe Truppen werden auf Kauffardeyſchiffen, die auf Rechnung des Kônigs gemacht werden, nach Louiſiana transportirt; ſie bringen auch Weibsbilder mit, die man in Frankreich angeworben hat, um dieſe Lånder zu bevôlkern. Man giebt den Soldaten, die arbeitſam ſind und Luſt haben ſich zu verheyrahten, den Abſchied. Der Kônig giebt ihnen eine gewiſſe Anzahl Morgen Landes zum Anbauen, erhålt ſie drey Jahre, giebt ihnen eine Flinte und monatlich ein halb Pfund Pulver und 2 Pfund Bley, eine Axt, eine Hacke und ſo viel Getraide ihre Felder damit zu beſåen, nebſt einer Kuh, einem Kalbe, einigen Hûnern und einem Hane.

Der Marquis von Vaudreuil hat die 24 neuen Compagnien in der Colonie, und zwar ohne Anſehen der Perſon, vertheilt, damit ein

jeder ſowol an dem guten als böſen ſeinen Antheil habe: Was der Poſten in Neu-Frankreich betrift, der 500 Meilen von Neuorleans entfernt iſt, ſo haben die Compagnien darum gelooſet, und er iſt den zugefallen, bey der ich ſtehe. Ich habe die Ehre unter der Anzahl der Officiers zu ſeyn die M. Rovillé, Miniſter des Seeweſens, dem Marquis de Vaudrevil empfohlen hat, und ich empfinde die Rückſicht, die eine ſolche Empfehlung verdienet. Ich verſichere, daß mir der Tiſch dieſes Generals, ſo wol als allen neu angekommenen Officiers, die noch nicht Zeit gehabt haben ſich einzurichten, bey dieſer Gelegenheit, eine große Hülfe iſt. Die Menge iſt ſo groß, daß man bey ihm nur ſehr kurz bedient wird, aber der Gouverneur begegnet ſeinen Gäſten mit ſo vieler Artigkeit und Höflichkeit, daß er ſich die Hochachtung und Freundſchaft aller Officiers, die ihn mit Recht den Vater der Colonie nennen, erwirbt. Herr von Rouvilliere, Intendant, trägt durch die Einrichtung einer guten Policey auch das ſeinige bey, uns den Aufenthalt in dieſem Lande angenehm zu machen.

Wir hoffen den 20ten Auguſt nach unſerm Poſten abzugehen. M. de Macarty iſt vom Hofe zu unſerm Commandanten ernannt. Die verſchiedenen Länder, durch die ich auf dieſer langen Tour reiſen muß, werden mir Stoff geben Ihnen eine genaue Beſchreibung des ſchö-

nen Fluſſes Mißißippi und der Völker, die an ſeinen Ufern wohnen, mitzutheilen.

Jetzo will ich Ihnen eine kurze Beſchreibung von Louiſiana machen, denn da Sie die Charten, die man davon geliefert hat, kennen, und die Nachrichten, welche davon erſchienen, geleſen haben, ſo werde ich nicht nöthig haben, hier weitläuftig zu ſeyn. Ich will nur anmerken, daß Neuorleans jetzo größer und ſtärker bewohnt iſt, als vor dieſem. Die Straßen ſind nach der Schnur gebauet, und die Einwohner werden in vier Claſſen getheilt, nemlich Europäer, Amerikaner, Afrikaner oder Negern, und Metifs. Die Metifs ſind ſolche, welche von einem Europäer mit einer Eingebohrnen des Landes, die wir Wilde nennen, gezeugt werden. Man nennet die Creolen, welche einen Franzoſen und eine Franzöſinn, oder eine andere Europäerinn, zu Eltern haben. Die Creolen ſind durchgängig tapfer, groß und ſchön, und haben viel Fähigkeit zu den Künſten und Wiſſenſchaften. Weil es aber in dieſem Lande an geſchickten Lehrmeiſtern fehlt, ſo ſchicken reiche Leute ihre Kinder meiſtentheils nach Frankreich, als der erſten Schule in der Welt, und laſſen ſie da erziehen.

Das ſchöne Geſchlecht, welches keine andere Kunſt nöthig hat, als die zu gefallen, wird hier zu Lande mit dieſem Vorzuge gebohren, und hat nicht nöthig dieſe betrügeriſche Kunſt in Europa zu lernen.

Neuorleans und Mobile ſind die einzigen Städte in dieſem Lande, darinn man gut Franzöſiſch redet. Die Negers werden aus Afrika hierher gebracht, und man braucht ſie die Felder zu beſtellen, die hier ſehr vorzüglich gut ſind, Indigo, Tobak, Reis, Indianiſches Korn, und Zuckerrohr, davon man Plantagen angelegt hat, die ſehr gut fortkommen, zu bauen. Das Land iſt voll von Kaufleuten, Künſtlern und Fremden, und der Aufenthalt allhier iſt wegen der geſunden Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Lage, bezaubernd ſchön. Die Stadt liegt an den Ufern des Mißißippi, eines der größten Flüſſe in der Welt, der mehr als 800 Meilen durch bekannte Länder fließt. Sein wohlſchmeckendes und klares Waſſer fließt 40 Meilen zwiſchen den angenehmſten Plantagen durch, die dem Auge einen unvergleichlichen Anblick verſchaffen, und wo man ſich alle Arten des Vergnügens, vornemlich der Jagd und des Fiſchens machen kann.

Die Capuciner waren die erſten Mönche, welche im Jahr 1723 als Mißionairs nach Neuorleans kamen. Ihr Superior iſt Prediger des Kirchſpiels. Dieſe guten Geiſtlichen bekümmern ſich nur um Sachen, die den geiſtlichen Stand angehen.

Die Jeſuiten haben ſich zwey Jahre ſpäter in Louiſiana feſt geſetzt. Dieſe feinen Politiker haben die beſte Plantage im Lande ausgekund-

kundſchaftet, und ſie durch ihre Ränke an ſich gebracht.

Die Urſelinerinnen wurden um eben dieſe Zeit dahin geſchickt. Dieſe frommen Nonnen, deren Eifer ſehr zu loben iſt, beſchäftigen ſich mit der Erziehung junger Frauenzimmer von Stande. Sie nehmen auch verwaiſte Mädchens in ihr Kloſter auf und der König bezahlt ihnen für jede jährlich 50 Thaler. Dieſen Nonnen iſt auch die Sorge für das militairiſche Hoſpital aufgetragen.

Ich bin erſt ſo kurze Zeit in dieſem Lande, daß ich noch nicht im Stande bin Ihnen Nachricht von den Gewohnheiten der Völker zu geben, die an dem Fluſſe wohnen; ich will aber doch verſuchen, Ihnen den Character und das Genie der Chitimachas, eines Volkes, welches an einem Arme dieſes Fluſſes gegen Abend von Neuorleans gewohnt hat, durch eine Anecdote aus der Geſchichte bekannt zu machen, und ich zweifle nicht, daß ſie für Sie intereſſent ſeyn wird, ob dieſes Volk ſchon nunmehro gänzlich ausgerottet iſt.

Im Jahr 1720 hatte ſich ein Menſch von dieſer Nation an einem verborgenen Orte auf dem Ufer des Mißißippi verſteckt, und daſelbſt den Abt von St. Come, der Mißionair der Colonie war, ermordet. M. de Bienville hielt ſich deswegen an die ganze Nation, und ließ ſie, um ſeine Truppen zu ſchonen, durch verſchiedene Völker, die mit uns alliirt waren, bekriegen.

Die Wilden zogen den kürzern und der Verluſt ihrer beſten Krieger nöthigte ſie um Friede zu bitten. Der Gouverneur ſtand ihnen dieſen mit der Bedingung zu, daß ſie ihm den Kopf des Mörders überliefern ſollten. Dieſe Bedingung erfüllten ſie, und ſchickten darauf dem Gouverneur die Friedens (1) Pfeife. Was ich von der Ceremonie dieſer feyerlichen Geſandtſchaft gehört habe, iſt kürzlich dieſes.

Als ſie in Neuorleans einzogen, ſo ſangen ſie den Friedensgeſang, ſchlugen mit ihrem Friedensrohre in die Luft, und giengen nach dem Tacte, um ihre Geſandtſchaft zu bezeichnen; bey ſolchen Gelegenheiten ſchmücken ſie ſich, nach ihrer Art, aufs prächtigſte.

Das Oberhaupt dieſer Geſandtſchaft redete den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich „bin ſehr erfreuet, daß ich vor dir ſtehe: Es iſt

(1) Dis iſt eine lange Tobakspfeife von rothen, ſchwarzen, oder weißen Marmor, das Rohr iſt von Schilf gemacht und drittehalb bis drey Fuß lang; die Wilden ſchicken dieſe Pfeife an die Völker, mit denen ſie Bündniſſe ſchließen oder verneuern wollen. Sie iſt mit weißen Adlersfedern geſchmückt, und bey ihnen ein Zeichen des Friedens und der Freundſchaft: man kann damit ohne Furcht aller Orten hingehen, weil unter dieſen Völkern nichts heiliger iſt, als dieſes Rohr.

„iſt ſchon lange Zeit, daß du gegen unſere Na„tion zürneſt; wir haben uns nach dem erkun„digt, was dein Herz ſagt, und wir erfahren „mit Freuden, daß es uns fröliche Tage ver„ſpricht.„

Hierauf ſetzen ſie ſich auf die Erde und ſtützten ihr Geſicht auf die Hände, der Sprecher vermuthlich um ſich zu erholen und Othem zu ſchöpfen, ehe er ſeine Rede anfienge, und die andern, um ſtill zu ſchweigen. Während dieſes Stillſchweigens wurden die Umſtehenden erinnert nicht zu reden, noch unter der Rede zu lachen, weil ſie dies für einen Schimpf aufnehmen würden.

Einige Minuten hernach ſtand der Sprecher mit zwey andern auf: einer von dieſen füllte die Pfeife mit Tobak, der andere holte Feuer, und der erſte zündete die Pfeife an. Der Sprecher rauchte zuerſt, wiſchte hernach die Pfeife ab, und gab ſie dem Herrn von Bienville, um ein gleiches zu thun. Der Gouverneur nahm die Pfeife an, und rauchte, wie auch alle Officiers, die bey ihm waren, einer nach dem andern nach ihrem Range. Nachdem dieſe Ceremonie vorüber war, ſo nahm der alte Redner die Pfeife wieder, und übergab ſie dem Gouverneur, daß er ſie behalten mögte. Nun blieb der Sprecher allein ſtehen, die übrigen Geſandten ſetzten ſich um das Geſchenk, welches ſie für den Gouverneur mitgebracht hatten. Dieſes beſtand aus Hirſch-

Häuten und andern Pelzwerke, welches alles, zum Zeichen des Friedens, weiß war.

Der Sprecher oder Canzler trug einen Rock aus zuſammen geneheten Marter Fällen, welcher auf ſeiner rechten Schulter befeſtigt, und unter ſeinem linken Arm her gieng. In dieſen Rock wickelte er ſich ein und fieng ſeine Rede an den Gouverneur mit einer majeſtätiſchen Mine folgender maßen an: „Mein Herz lachet für „Freuden, da ich vor Dir ſtehe; wir haben alle „das Wort des Friedens, welches Du uns ver„kündigen laſſen, gehöret. Das Herz unſerer „ganzen Nation zittert darüber für Freuden; die „Weiber haben in dieſem Augenblicke alles ver„geſſen, was vergangen iſt, und haben getanzt, „unſre Kinder haben geſprungen wir junge „Böcke. Dein Wort ſoll nie vergeſſen wer„den, unſre Herzen und unſre Ohren ſind voll „davon und unſre Nachkommen ſollen es ſo „lange aufbewahren, als **das alte Wort** (1) „währet. Weil der Krieg uns arm gemacht „hat, ſo haben wir müſſen eine allgemeine „Jagd anſtellen, um Dir Felle zum Geſchen„ke zu bringen: aber wir haben uns nicht all„zuweit gewagt, aus Furcht, die andern „Völker mögten Dein Wort noch nicht gehört „haben; ja wir ſind mit Zittern unſern Weg „gereiſet, bis wir dein Angeſicht geſehen haben.

„Wie

(1) So nennen die Wilden ihre Tradition

„Wie froh ſind meine Augen und mein Herz „Dich heute zu ſehen. Unſre Geſchenke ſind „klein, aber unſre Herzen ſind groß, deinen „Befehlen zu gehorchen; wenn du uns gebie„ten wirſt, ſo wirſt Du unſre Füße laufen „und ſpringen ſehen wie die Füße der Hirſche, „um zu thun was du willt.„

Hier hielt der Redner inne, bald darauf erhob er ſeine Stimme von neuem und fuhr alſo fort.

„O! wie ſchön ſcheinet heute die Sonne, „gegen die Zeit, da Du auf uns zürnteſt. Wie „gefährlich iſt ein boshafter Menſch, du weißt, „daß es nur einer war, der das Oberhaupt „des Gebetes (1), deſſen Tod uns unſre be„ſten Krieger geraubt, getödtet hat. Es iſt „uns nichts übrig geblieben, als Greiſe, Wei„ber und Kinder, die ihre Hände zu dir, als „einem gütigen Vater ausſtrecken. Die Gal„le, welche vormals dein Herz erfüllete, hat „dem Honig Platz gemacht. Der große Geiſt „iſt nicht mehr gegen unſre Nation erzürnet. „Du haſt den Kopf des boshaften Mörders „verlangt: um Frieden zu erlangen haben wir „ihn dir geſchickt.„

„Vor dieſem war die Sonne roth: die We„ge voller Dornen und Diſteln: die Wolken „ſchwarz

(1) So nennnen die Wilden unſre Mißionairs.

„ſchwarz und das Waſſer trübe und von un„ſerm Blute gefärbet. Unſre Weiber beweinten ohne Unterlaß den Verluſt ihrer Verwandten, und unterſtanden ſich nicht Holz „zu holen, um unſre Speiſen zu kochen; unſre Kinder ſchrien vor Furcht; bey dem geringſten Geſchrey der Nachtvögel waren alle „unſre Krieger auf den Beinen, und ſie ſchlieſen nicht als mit den Waffen in der Hand. „Unſre Hütten waren verlaſſen und unſre Felder lagen ungebauet: wir waren verhungert „und unſre Geſichter hager; das Wildpret „floh weit von uns, die Schlangen ziſchten „für Zorn und verlängerten ihre Pfeile, und „die traurigen Geſänge der Vögel, die um „unſre Hütten ſaßen, ſchienen uns nur Todtengeſänge zu ſeyn.„

„Heute iſt die Sonne glänzend, der Himmel „klar, die Wolken ſind zerſtreuet, und die „Wege mit Blumen bedeckt. Wir werden „unſre Gärten und unſre Felder bauen, und „die Erſtlinge davon dem großen Geiſte zum „Opfer bringen. Das Waſſer iſt ſo klar, daß „wir darinn unſer Bildniß ſehen; die Schlange fliehen, oder haben ſich vielmehr in Aale „verwandelt. Die Vögel reizen uns durch die „ſanfte Harmonie ihrer Geſänge: unſre Weiber und Töchter tanzen für Freuden und vergeſſen Eſſen und Trinken. Das Herz unſers ganzen Volkes lachet, da es ſiehet, daß wir mit „dir und den Franzoſen auf einem Wege wan-

„deln:

„deln; uns wird künftig mit euch keine Son„ne ſcheinen, und unſre Herzen werden nur „eins ſeyn, wer die Franzoſen tödtet, den „wollen wir wieder tödten; unſre Krieger ſol„len für ſie jagen, und wir wollen mit einan„der eſſen, wird dieſes nicht gut ſeyn? was „ſageſt du dazu, mein Vater?„ Auf dieſe Rede, die mit einem zuverſichtlichen Tone und mit aller Anſtändigkeit, ja ich kann wol ſagen, mit Majeſtät, gehalten worden, antwortete Herr Bienville mit wenig Worten und zwar in der Sprache des Landes, die er ſehr geläufig redete; er ſagte ihnen: er freuete ſich, daß ihre Nation wieder zu ſich ſelbſt gekommen wäre: er ließ ihnen zu Eſſen vorſetzen, gab dem Sprecher zum Zeichen der Freundſchaft die Hand, und ſchickte ſie ſehr vergnügt zurück. Seit dieſer Zeit ſind ſie den Franzoſen unverletzlich zugethan geweſen: dieſes Volk verſorgt Neuorleans mit Wildpret.

Mein nächſter Brief ſoll, wie ich hoffe, unterhaltender ſeyn. Bis jetzt hoffe ich meine Abſicht erfüllt zu haben, indem ich ſie verſichere, daß ich bin, Mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 1 Julius 1751.

III. Brief.

An eben denſelben.

Beſchreibung der Religions-Gebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verſchwörung der Natches wider die Franzoſen.

Mein Herr!

Ich befinde mich nunmehro in demjenigen Lande, darinn vormals das edle Volk der Natches wohnte, davon die Zeitungen ſo viel geſchrieben haben; man verſichert, dieſe furchtbare Nation habe, wegen der Größe ihres Landes, den übrigen Geſetze vorgeſchrieben. Sie wohnten vom Fluſſe Menchak, der 50 Meilen vom Meere entfernt iſt, bis an den Hoyo, der in einer Entfernung von etwa 460 Meilen davon fließt.

Wir giengen den 20ten Aug. von Neu-orleans nach Neu-Frankreich, mit den vier Compagnien, die dahin beſtimmt waren, auf ſechs Fahrzeugen ab. Dieſe Truppen ſtehen unter den Befehlen des Herrn Macarty. Man muß auf dieſer Reiſe den Fluß Mißißippi herauf fahren, und kann hier nichts gebrauchen als die Ruder, weil der Fluß viele Bugten hat und zwiſchen hohen Wäldern, darinn die Bäume ſo alt wie die Welt zu ſeyn ſcheinen, fließt.

Wenn

Wenn man dieſe Reiſe zu Waſſer thut, ſo trift man gleich Anfangs zwey von Deutſchen bewohnte Dörfer an. Sie ſind die Ueberbleibſel eines Etabliſſements, welches Herr Law im Jahr 1720, mit Erlaubniß des Königs, hier angelegt hatte. Dieſe Colonie beſtand aus Deutſchen und Franzoſen, die aus Provence gebürtig waren, an der Zahl 1500 Köpfe. Ihr Terrein würde ihnen bey einer wilden Nation, die Akancas heißt, angewieſen. Es war vier Meilen ins Gevierte groß, und erhielt den Titel eines Herzogthums. Man hatte Equipage für eine Compagnie Dragoner, und für mehr als eine Million Kaufmanns-Waaren, dahin transportirt; als aber Law fiel, ſo bemächtigte ſich die Indianiſche Compagnie, welche damals Louiſiana in Beſitz hatte, aller dieſer Effecten und Waaren.

Die Colonie nennete ſich hierauf, und die Deutſchen baueten ſich zehn Meile über Neu-Orleans an. Diß Volk iſt ſehr fleißig, und man ſiehet ſie als die Verſorger der Haupſtadt an. Dieſe beyden Dörfer werden von einem Hauptmann (1), der ein Schwede von Geburt iſt, commandirt.

Zwey

(1) Sein Name iſt Herr von Arensbarg: er war unter Carl XII. mit in der Schlacht bey Pultawa. Dieſer alte Officier iſt das Haupt einer zahlreichen Familie, die in dieſer Colonie ſehr gut etablirt iſt.

Zwey Meilen weiter herauf findet man die Collaviſſas, ein Volk, welches ſich durch ſeine Anhänglichkeit an die Franzoſen berühmt gemacht hat. Ihre Anzahl iſt jetzo ſo geringe, und ihr wahrer Name iſt Aquelon piſſas, das heißt Menſchen, welche denken und ſehen.

Hernach kommt man zu den Oumas, die die Sonne anbeten. Beynahe alle Völker in Amerika glauben, das höchſte Weſen wohne in der Sonne, und wolle, daß man es in dieſem alles belebenden Geſtirne, als den Urheber der Natur, verehren ſolle. Dieſem Wunderwerke, ſagen ſie, iſt hier auf Erden nichts zu vergleichen, und indem es die ganze Welt erleuchtet, ſo breitet es Freude und Ueberfluß darüber aus. Nach dieſen Grundſätzen verehren ſie die Sonne, als das ſichtbare Bild der Größe und der Güte des Gottes, der die Menſchen würdigt ſich ihnen bekannt zu machen, indem er ſeine Wohlthaten über ſie ausſchüttet.

Funfzehn Meilen weiter herauf kommt man an eine Spitze. Dieſer Poſten iſt von Neuorleans 40 Meilen entfernt. Der Boden iſt hier ſehr fruchtbar und mit ſchönen Bäumen beſetzt, und es wohnen hier viele Franzoſen die Tobak, Reis, Baumwolle und Mahis bauen. Dieſe Colonie hat auch den Handel mit Bauholze, welches ſie auf Flüſſen nach Neuorleans herunter führen.

Auf

Auf dem linken Ufer des Fluſſes, ein wenig weiter herauf, liegt das Dorf der Tonikas, einer Nation, die jederzeit den Franzoſen ſehr ergeben geweſen iſt. Ihre Oberhäupter ſind immer mit uns in den Krieg gezogen. Der letzte, der ſehr tapfer war, wurde in einer Unternehmung gegen die Natches ſehr gefährlich verwundet. Auf die Nachricht, welche der König davon erhielt, beehrten ihn Seine Majeſtät mit dem Patente eines Oberſten unter den rothen Leuten (1) und mit einem blauen Bande, daran eine ſilberne Medaille hieng, worauf die Stadt Paris geprägt war: er bekam noch überdas ein ſpaniſch Rohr mit einem goldenen Knopfe.

Nach der Ermordung der Franzoſen durch die Natches, davon ich Ihnen am gehörigen Orte Nachricht geben werde, ſtellte ſich eine Partie dieſer Nation, als ob ſie Friede mit dem Oberhaupte der Tonikas machen wollten: dieſer gab dem Gouverneur der Franzoſen, dem er ſehr ergeben war, Nachricht davon. Die Natches aber kamen der Antwort zuvor und erwordeten, weil ſie ſich vor unſerer Macht und unſern Rathſchägen fürchteten, die Tonikas, indem ſie bey ihrem Oberhaupte den Anfang machten. Wir werden immer, ſo wol wie dieſe guten Wdilen, die großen Eigenſchaf-

 ten

(1) So nennen ſich die Amerikaner, um ſich von andern Nationen zu unterſcheiden.

ten dieſes Anführers, die einem geſitteten Manne Ehre machen würden, bedauren.

Nach einer Schiffart von 80 Meilen von der Hauptſtadt, kommt man an den Poſten der Natches. Vor zwanzig Jahren war dis ein ſehr beträchtliches Etabliſſement, aber jetzo bedeutet es ſehr wenig.

Das Fort liegt auf einer Höhe und beſtreichet den Fluß, von dem es nur einen Canonenſchuß entfernt iſt. Das Terrein, welches hier immer höher wird, würde eines der fruchtbarſten im Lande ſeyn, wenn es gebauet würde; Tobak, Baumwolle und Mahis kommen hier ſehr gut fort.

Ich habe mich einige Zeit auf dieſem Poſten, darauf der Ritter d'Orgon, ein natürlicher Sohn des Prinzen Lambeſc, aus dem Hauſe Lothringen, kommandirt, aufgehalten.

Die Natches, welche vormals hier wohnten, waren ein beträchtliches Volk. Sie bewohnten verſchiedene Dörfer, davon jedes ſein eigen Oberhaupt hatte, die aber alle unter einem großen Oberhaupte ſtanden, der der Chef der ganzen Nation war. Alle dieſe Fürſten führten den Namen der Sonne: ihrer waren 500, die alle mit der großen Sonne ihrem Oberhaupte verbunden waren. Dieſer trug auf der Bruſt das Bild dieſes Geſtirnes, von dem er ſeine Abkunft herleitete, und welches von ihnen unter dem Namen Ovachil, oder das ſehr große, oder oberſte Feuer angebetet wurde.

Die

Die Art, wie die Natches die Sonne verehrten, hatte etwas ſehr feyerliches an ſich. Ihr Hoherprieſter gieng vor Aufgang der Sonnen, unter Begleitung des Volkes, mit einem ernſthaften Schritte mit der Friedenspfeiſe in der Hand: er rauchte ihr zu Ehren und blies, bey ihrem Aufgange, ihr den Tobaksrauch entgegen. So bald die Sonne aufgieng, heulten ihr der Prieſter und das Volk entgegen, und betrachteten ſie mit aufgehobenen Händen. Hernach fielen ſie zur Erde. Die Weiber brachten ihre Kinder und hielten ſie ihr in einer ſehr ehrerbietigen Stellung entgegen.

Zur Zeit der Erndte, die in dieſem Lande in den Julius fällt, feyerten die Natches ein ſehr hohes Feſt. Sie fiengen es damit an, daß ſie ſich das Geſicht ſchwarz machten: nach drey Uhren des Nachmittags aßen ſie erſt, nachdem ſie ſich vorher gebadet hatten: der älteſte aus dem Volke brachte hierauf dem Gotte die Erſtlinge ihrer Erndte, und ihrer Früchte zum Opfer.

Sie hatten einen Tempel, darin ſie ein ewiges Feuer unterhielten; die Prieſter bewachten es ſehr ſorgfältig, und es wurde nur durch das Holz von einem einzigen Baume unterhalten. Wenn es zum Unglück erloſch, ſo war die Nation ſehr erſchrocken, und die Prieſter, die es verabſäumet, wurden mit dem Tode beſtraft. Es war dieſes aber ein ſehr ſeltener Vorfall. Die es bewachten, konnten es ſehr leicht wieder

 an-

anzünden, indem ſie ſich, unter dem Vorwande ihre Pfeifen anzuzünden, nur gemeines Feuer durften bringen laſſen: denn es war ihnen verboten ſich hierzu des heiligen Feuers zu bedienen.

Wenn ihr Oberhaupt ſtarb, ſo muſten demſelben alle ſeine Weiber und viele ſeiner Unterthanen im Tode folgen. Die kleinen Sonnen beobachteten eben dieſe Gewohnheit. Ihr Geſetz verdammete auch alle Natches zum Tode, die eine Frau vom Geblüte der Sonnen geheyrathet hatten, wenn dieſe ſtarb. Ich will Ihnen bey dieſer Gelegenheit die Geſchichte eines Wilden erzählen, der nicht Luſt hatte ſich dieſem Geſetze zu unterwerfen: Sein Name war Etteacteal, er hatte eine Frau aus dem Geblüte der Sonnen geheyrathet: aber dieſe Ehre hätte beynahe für ihn ſehr traurige Folgen gehabt. Dieſem wurde ſeine Frau krank: ſo bald er ſahe, daß ſie ſich dem Tode nahete, nahm er die Flucht, und flohe auf einer Pirogue nach Neuorleans. Hier gab er ſich unter dem Schutz des Gouverneurs Herrn von Bienville, und erbot ſich ſein Jäger zu ſeyn. Dieſer nahm ihn in ſeine Dienſte, und intereßirte ſich für ihn bey den Natches, die ſich erklärten: er habe nun nichts mehr zu befürchten, weil die Ceremonie vorbey wäre, und weil er nicht dabey zugegen geweſen, ſo ſey er nunmehro frey.

Etteacteal wurde hierdurch ſicher gemacht und unterſtand ſich wieder in ſein Vaterland zu

kom-

kommen, doch ohne beſtändig darinn zu wohnen. Er that verſchiedene Reiſen dahin, und es trug ſich zu, daß er ſich eben darin befand, als einer von den Sonnen, mit Namen die gereizte Schlange, ein Bruder der großen Sonne, ſtarb. Dieſer war ein Verwandter von der Frau des Etteacteal, und man entſchloß ſich, ihn bey dieſer Gelegenheit ſeine Schuld bezahlen zu laſſen. Herr von Bienville war nach Frankreich zurück berufen, und das Oberhaupt der Natches glaubte, die Abweſenheit dieſes Patrons des Etteacteal habe ſeine Schutzbriefe ungültig gemacht, und ließ ihn feſt ſetzen. Als ſich dieſer in der Cabane des großen Oberhauptes, mit den übrigen, die man der gereizten Schlange opfern wollte, eingeſchloſſen ſahe, ſo überließ er ſich dem äuſſerſten Schmerze. Die Favoritin des Verſtorbenen, welche auch ſollte geopfert werden, ſahe die Zubereitungen zum Tode mit einem ſtandhaften Auge an, und ſchien ungeduldig zu ſeyn, ſich mit ihrem Gemahl wieder zu vereinigen. Als dieſe die Seufzer das Etteacteal hörte, ſagte ſie zu ihm: „biſt du nicht ein Krieger? ja, antwortete er, ich bin es, und doch weineſt du? Das Leben iſt dir lieb! Weil dieſes iſt, ſo iſt es nicht gut, daß du mit uns geheſt: gehe hin und lebe mit den Weibern.„ Etteacteal antwortete: „Gewiß das Leben iſt mir lieb, und es wäre gut, daß ich noch einige Zeit auf dieſer Erde herum gienge, bis zum Tode der großen Son-

 ne,

ne, und alsdenn mit dieſem ſtürbe. Gehe, ſage ich dir, erwiederte die Favoritin, es iſt nicht gut, daß du mit uns geheſt, und dein Herz hinter dir auf der Erde bleibe: noch einmal entferne dich von hier, daß ich dich nicht mehr ſehe.„

Etteacteal ließ ſich dieſes nicht noch einmal ſagen: er verſchwand, wie der Bliz, und drey alte Frauen, davon zwey mit ihm verwandt waren, erboten ſich ſeine Schuld zu bezahlen: ihr Alter und ihre Schwachheiten hatten ihnen das Leben zuwider gemacht, und alle drey konnten ſchon ſeit verſchiedenen Jahren nicht mehr gehen. Die beyden Baſen des Etteácteal waren nicht mehr greiß als eine Frau von 55 Jahren in Frankreich. Die dritte Alte, welche 120 Jahre alt war, hatte weiße Haare, welches bey den Wilden etwas ſeltnes iſt, und keine von allen dreyen hatte ſehr viel Runzeln. Am Abend des Leichengepränges wurden ſie hingerichtet, die eine vor der Thüre der Wohnung der gereizten Schlange, und die beyden andern auf dem Platze von ihrem Tempel (1). Die

(1) Man ziehet ihnen ein Strick um den Hals mit einer Schleiffe, und acht Männer von ihrer Verwandſchaft erdroſſeln ſie, indem 4 an dem einen und 4 an dem andern Ende des Strickes ziehen; es wären ihrer nicht ſo viel dazu nöthig, weil aber dieſe Verrichtung adelt, ſo geben ſich immer mehr dazu an, als nöthig ſind. Die ganze Sache iſt in einer Minute abgethan.

Die Edelmüthigkeit dieſer Weiber rettete dem Krieger Etteacteal das Leben, und erwarb ihm ſeine Ehre wieder, die er durch die Furcht vor dem Tode befleckt hatte. Nach dieſer Zeit lebte er ruhig, machte ſich ſeine Einſichten und Kenntniſſe, die er ſich bey den Franzoſen erworben hatte, zu nutze, und gab ſich für einen Zauberer aus, um ſeine Landsleute zu betrügen.

Den Tag nach dieſer Execution geſchahe die Leichenbeſtattung: als die Stunde dazu gekommen war, erſchien der Ceremonien-Meiſter, mit den Zierrathen, die ſeiner Würde zukommen, an der Thüre der Cabane. Die Opfer, welche den Prinzen in das Land der Geiſter begleiten ſollten, giengen heraus: ſie beſtanden aus der liebſten Gemahlinn des Verſtorbenen ſeiner andern Frau, ſeinem Canzler, ſeinem Leibarzte, ſeinem Gelobten, das iſt ſeinem erſten Kammerdiener, und einigen gutwilligen alten Weibern.

Die Favoritin gieng zu der großen Sonne, wo verſchiedene Franzoſen verſammlet waren, um von ihnen Abſchied zu nehmen; ſie befahl, daß man ihr ihre Kinder von beyderley Geſchlechte herbringen mögte, dieſe redete ſie folgendermaßen an:

„Dis iſt der Tag, meine Kinder, an dem „ich mich euren Armen entreiſſen muß, um eu„ren Vater zu folgen, der mich im Lande der „Geiſter erwartet. Ich würde meine Pflicht „und meine Liebe verletzen, wenn ich mich durch „eure Thränen wollte überreden laſſen. Ich

„habe genug an euch gethan, da ich euch unter „meinem Herzen getragen, und an meinen „Brüſten geſäugt habe. Dürfet ihr weinen, „da ihr von meinem Blute herſtammt, und „mit meiner Milch genährt ſeyd? Freuet euch, „daß ihr Sonnen und Krieger ſeyd; ihr ſeyd „der ganzen Nation Beyſpiele der Standhaf- „tigkeit und Tapferkeit ſchuldig; gebet hin, „meine Kinder! ich habe vor alle eure Bedürf- „niſſe geſorgt, indem ich euch Freunde ge- „macht habe. Meine und eures Vaters „Freunde ſind auch die eurigen. Dis ſind „die Franzoſen; ſie haben zärtliche und edel- „müthige Herzen, ſuchet euch ihrer Achtung „würdig zu machen, indem ihr nicht aus der „Art ſchlaget, handelt mit ihnen ohne Liſt, „und ſuchet ihren Schutz niemals durch Nie- „derträchtigkeit.

„Und Ihnen, meine Herren, fügte ſie hin- „zu, indem ſie ſich gegen die Franzöſiſchen „Officiers wendete, Ihnen empfehle ich mei- „ne Kinder, die ich als Waiſen hinterlaſſe: „Sie allein ſollen Vaterſtelle bey ihnen vertre- „ten: Sie ſollen ſie beſchützen.„

Hierauf ſtand ſie auf, und gieng mit ihrer Begleitung in die Cabane ihres verſtorbenen Mannes zurück, mit einer Standhaftigkeit; darüber jedermann erſtaunte.

Zur Zahl dieſer Schlachtopfer geſellete ſich auch noch eine vornehme Frau, die durch die Freundſchaft, welche ſie gegen die **gereizte Schlange** hegte, bewogen wurde, dieſem Prinzen in die andre Welt zu folgen. Die Europäer nannten ſie wegen ihres majeſtätiſchen Ganges und ihrer edlen Mine **die Berühmte**, und weil ſie nur mit vornehmen Franzoſen umgieng, ſo wurde ſie von dieſen ſehr bedauert. Sie beſaß einige Arzeneyen, durch die ſie vielen von unſern Kranken das Leben gerettet hatte. Dieſer traurige Anblick erfüllte alle von unſerer Nation, die zugegen waren, mit Betrübniß. Als dieſes die Favoritin des Verſtorbenen ſahe, kam ſie mit einem lachenden Geſichte zu ihnen und ſagte: „Ich ſterbe ohne Furcht, und der Schmerz „vergiftet die letzten Augenblicke meines Lebens „nicht; ich empfehle Ihnen meine Kinder. „Wenn Sie ſie ſehen, edle Franzoſen, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie ihren Vater geliebt „haben, und daß dieſer bis an ſeinen Tod ein „aufrichtiger Freund von Ihrer Nation war, „welche er mehr als ſich ſelbſt liebte. Es hat „dem HErrn des Lebens gefallen, ihn abzurufen, und in wenig Augenblicken werde ich „bey ihm ſeyn; ich werde ihm ſagen, daß ihre Herzen, bey dem Anblicke ſeines todten Körpers, gerührt waren. Betrüben Sie ſich „nicht, wir werden im Lande der Geiſter län-

„ger gute Freunde ſeyn als wir es hier gewe=„ſen ſind, denn darin ſtirbt man nicht (1).

Dieſe traurigen Worte lockten allen Franzoſen die Thränen in die Augen. Sie hatten aber genug zu thun, die große Sonne zu verhindern, daß er ſich nicht ſelbſt tödtete, denn er war über den Tod ſeines Bruders, auf den er die Laſt der Regierung gelegt hatte, ganz untröſtlich (2). Dieſer Prinz wurde ganz wütend, ſobald man ihm Widerſtand that: er hielt ſeine Flinte bey der Kolbe, und ſein muthmaslicher Nachfolger bey dem Schloß, und hatte das Pulver von der Pfanne verſchüttet: Die Cabane war mit Sonnen, Edelleuten und Vornehmen angefüllet (3), die alle für

Furcht

(1) An der zu dieſer Ceremonie angeſetzten Stunde ließ man die Schlachtopfer kleine Kugeln von Toback verſchlucken, um ſie ſinnlos zu machen, und darauf wurden ſie erdroſſelt. Man legte ſie auf den Rücken nieder, die Favoritin zur Rechten, die zweite Frau zur Linken, und die übrigen ſofort nach ihrem Range.

(2) Die gereitzte Schlange war Generaliſſimus der Natches im Kriege.

(3) Dieſe Rangordnungen waren unter den Wilden feſtgeſetzt. Die Sonnen, welche mit der großen Sonne verwandt waren, hatten den erſten Rang, dieſen folgten die Edlen und nach dieſen die Vornehmen, zuletzt kam der niedrige Pöbel, welcher ſehr verachtet war. Die Weiber brachten unter dieſen Völkern ihren Männern den Adel zu, wodurch dieſer ſehr vermehrt wurde.

Furcht zitterten: aber die Franzoſen machten allen wieder Muth, indem ſie alle Waffen des Fürſten verſtecken ließen, und auf die Pfanne ſeiner Flinte Waſſer goſſen, dadurch ſie auf einige Zeit außer Stand geſetzt wurde Schaden zu thun.

Als die Sonnen ſahen, daß das Leben ihres Oberhaupts in Sicherheit war, drückten ſie den Franzoſen aus Dankbarkeit, doch ohne ein Wort zu ſagen, die Hände: es herrſchte eine allgemeine Stille, und der Schmerz und die Ehrfurcht hielten alle zurück, die zugegen waren.

Die Gemahlinn der großen Sonne war dieſe ganze Zeit über vor Schrecken auſſer ſich; man fragte ſie, ob ſie krank wäre, ſie antwortete ganz laut: ja, ich bin es, und hernach leiſe: „Wenn die Franzoſen von hier wegge-„hen, ſo iſt mein Gemahl des Todes, und „alle Natches werden ihm folgen. Bleibet „alſo, tapfre Franzoſen, denn eure Wörte ha-„ben die Stärke der Pfeile, denn wer würde „ſich unterſtanden haben das zu thun, was „ihr gethan habt; aber ihr ſeyd ſeine wahren „Freunde, ſo wie ihr es von ſeinem Bruder „geweſen ſeyd.„ Das Geſetz befahl der Gemahlinn der großen Sonne ihrem Gatten ins Grab zu folgen, und dies war unſtreitig der Bewegungsgrund ihrer Furcht und ihrer Dankbarkeit gegen die Franzoſen, daß dieſe für ſein Leben beſorgt geweſen waren.

Die große Sonne ſtreckte hierauf die Hän-

de gegen die Franzoſen aus, und ſagte: „Meine Herren, mein Herz iſt ſo beklemmt, wie meine Augen finſter ſind, die, ob ſie gleich offen ſind, nicht einmal geſehen haben, daß Sie ſtehen. Mein Mund hat ſich nicht geöffnet Sie ſitzen zu heiſſen, aber verzeihen Sie dieſes meinem auſſerordentlichen Schmerze.

Die Franzoſen antworteten ihm: dieß ſey nicht der Mühe werth, ſie wollten weggehen und ihn allein laſſen: aber ſie würden ſeine Freunde nicht mehr ſeyn, wenn er nicht gleich Befehl geben wollte, daß die Feuer (1) wieder angezündet würden, und wenn er nicht das ſeinige ſogleich in ihrer Gegenwart anzünden ließe; ſie würden ihn auch nicht eher verlaſſen bis ſein Bruder beerdigt wäre.

Hier ergriff er allen Franzoſen die Hände, und ſagte: „Weil alle Chefs und edle Officiers es verlangen, daß ich auf der Erde bleiben ſoll, ſo ſey es darum, ich will mich nicht tödten; daß man ſogleich die Feuer wieder anzünde, ich will erwarten bis mich der Tod wieder mit meinem Bruder vereinigt.„ Ich bin alt und will bis an mein Ende hier mit den Franzoſen wandeln. Hätten dieſe mich nicht abgehalten, ſo wäre ich mit meinem Bru=

(1) Die große Sonne hatte befohlen alle Feuer auszulöſchen, welches bey dieſem Volke nur geſchicht, wenn das Oberhaupt der ganzen Nation geſtorben iſt.

Bruder geſtorben, und die Wege würden mit Todten bedeckt worden ſeyn.

Dieſer Fürſt lebte nur noch ein Jahr nach ſeines Bruders Tode, und ſein Enkel folgte ihm in der Regierung. Die Regierung dieſes Prinzen war für die Colonie ſehr nachtheilig. Aus der Folge dieſer Erzählung werden Sie ſehen, daß Sie ihre Erhaltung der Mutter dieſes Oberhauptes einzig und allein zu verdanken hat; dieſe preßte von ihrem Sohne das Geheimniß einer allgemeinen Verſchwörung wider unſre Nation, die ſie vorzüglich liebte, aus.

Doch muß man den Wilden dieſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß der Entſchluß, welchen ſie faßten, alle Franzoſen zu vertilgen, bey ihnen nicht aus Leichtſinnigkeit oder Unbeſtändigkeit herkam: die üble Aufführung eines Officiers, der dieſen Völkern übel begegnete, die er hätte ſchonen ſollen, machte ihre Wuth rege; freye und ruhige Leute, konnten nicht ertragen, daß ſie in dem Lande ihrer Vorfahren, und zwar von Fremdlingen, die ſie aufgenommen hatten, unterdrückt wurden. De S. Chepar, dem dieſer Poſten anvertrauet war, verabſäumete es, ſich die Freundſchaft der Franzoſen und der Wilden, die ihm anvertrauet waren, zu erwerben; er begegnete allen übel, die ihm in ſeinen ſträflichen Abſichten nicht behülflich ſeyn wollten, und vertrauete die wichtigſten Poſten Unterofficiers an, die ihm ergeben

waren,

waren. Sie ſehen leicht ein, mein Herr, daß durch Vorziehungen von dieſer Art, die der Subordination im Militairſtande ſo ſehr zuwider ſind, die Ordnung des Dienſtes ſehr leiden muſte.

M. Dûmont, der der nächſte Officier nach ihm war, that ihm deswegen Vorſtellungen, die aber nicht gehöret wurden, und darauf er durch nichts antwortete, als dadurch, daß er ihn arretiren ließ. Sobald dieſer wieder frey war, ſo gieng er nach der Hauptſtadt, um ſich beym M. Perrier, der damals Gouverneur von Louiſiana war, über dieſe Begegnung zu beklagen. M. de Chepar wurde zurück berufen, um ſich wegen ſeiner Aufführung zu verantworten. Er ſtand auf den Point caßirt zu werden; aber ſeine Ränke und ſeine Freunde erhielten ihn: er wurde loßgeſprochen, und zu ſeinem Kommando zurück geſchickt.

Dieſe Demüthigung beſſerte ihn nicht, er führte ſich auf wie zuvor, machte, daß ihn die Franzoſen und die Wilden gleich verabſcheueten, und trieb dieſe letzten endlich aufs äuſſerſte. M. de Chepar war ſo eifrig ſein Glück in kurzer Zeit zu machen, daß er der Sonne eines Dorfes, welches la Pomme hieß, befahl, dieß Dorf mit ſeinen Unterthanen zu räumen, und das Terrein ihm zu überlaſſen, weil er daſelbſt eine Plantage anlegen wollte, die ihm ſehr beträchtliche Einkünfte hätte einbringen müſſen. Dieſer Cacique ſtellte ihm

vor,

vor, die Gebeine ſeiner Vorfahren ruheten allhier: aber ſeine Einwendungen waren vergebens; der franzöſiſche Kommandant befahl der großen Sonne dies Dorf räumen zu laſſen, und drohete ihm ſogar, ihn geſchloſſen nach Neuorleans zu ſchicken, wenn er nicht gleich gehorchen würde. Er ſtand in der thörichten Einbildung, er könne dieſem Oberhaupte der Nation, wie einem Sclaven begegnen, und bedachte nicht, daß er mit einem Manne zu thun hatte, der gewohnt war zu befehlen, und deſſen Gewalt über ſeine Unterthanen unumſchränkt war.

Die große Sonne hörte ihn an, und gieng von ihm weg, ohne ſich ſeinen Zorn merken zu laſſen; er verſammlete ſeinen Rath, darin beſchloſſen wurde, dem Herrn von Chepar die Vorſtellung zu thun, man müſſe vorher ein neues Dorf anlegen, ehe man das alte räumen könnte, und hierzu würden zwey Monate erfordert.

Dieſe Entſchlieſſung lieſſen ſie dem Kommandanten durch einige Abgeordnete eröffnen, denen er ſehr übel begegnete, und ihnen mit den härteſten Strafen drohete, wenn man ihm nicht das Dorf binnen einer ſehr kurzen Zeit einräumete. Dieſe Antwort wurde der Verſammlung zurück gebracht: worauf die Politik dieſer Greiſe beſchloß: man müſſe ſuchen Zeit zu gewinnen, und unterdeſſen auf Mittel denken, wie man ſich dieſe unangenehmen Gäſte,

die

die ſich zu ihren Tyrannen aufwürfen, vom Halſe ſchafte. Weil ſie wuſten, daß M. de Chepar ſehr geizig war, ſo ſchlugen ſie vor, von ihm, unter der Bedingung, noch einige Monate Aufſchub zu verlangen, daß ihm während dieſer Zeit jede Cabane einen Tribut an Indianiſchem Korne, Feder-Wildpret und Fellen bezahlen ſollte. Sein Geiz machte, daß er in dies Netz fiel; er nahm dieſen Vorſchlag an, doch gab er vor, er thäte es nur, um der Nation dadurch gefällig zu ſeyn, die er deswegen liebte, weil ſie immer in Freundſchaft mit den Franzoſen gelebt hätte.

Das Oberhaupt der Wilden ließ ſich durch dieſen Schein der Uneigennützigkeit nicht blenden; er ließ ſich ſeinen Rath nochmals verſammlen, und eröffnete ihnen, der verlangte Aufſchub ſey zugeſtanden, und man müſſe nun darauf bedacht ſeyn, ihn gut anzuwenden, und auf Mittel denken, ſich von einer läſtigen Abgabe, und vornemlich von dem tyranniſchen Joche der Franzoſen zu befreyen. Er ſtellte ihnen vor, dieſe Unternehmung erfordere ein unverletzliches Stillſchweigen, gründliche Maasregeln, und vornemlich viel Vorſtellung; er empfahl ihnen, den Franzoſen unterdeſſen noch mehr Freundſchaft und Zutrauen zu bezeigen, über dasjenige, was zu thun wäre, reiflich nachzudenken, und ſich wieder zu verſammlen, ſobald ſie einen Anſchlag würden ausfindig gemacht haben, von dem man einen guten Ausgang

gang gewiß hoffen dürfte. Fünf oder ſechs Tage berathſchlagten ſich dieſe edlen Greiſe unter einander, und verſammleten ſich hierauf wieder, in der einſtimmigen Entſchlieſſung, alle Franzoſen zu ermorden. Der älteſte in der Verſammlung führte das Wort, und hielt, nachdem er ihr Oberhaupt gegrüßt hatte, folgende Rede:

„Wir ſind ſchon ſeit langer Zeit überzeugt, „daß die Nachbarſchaft der Franzoſen uns mehr „Schaden als Nutzen bringt; wir Alten ſehen „es ein, aber unſre Jugend will es nicht ſe„hen. Die Waaren aus Europa gefallen den „jungen Leuten, aber wozu dienen ſie im Grun„de? die Sitten der Nation zu verderben, und „unſre Weiber und Töchter zu verführen und „ſie ſtolz und eitel zu machen. Die Jünglin„ge befinden ſich in eben dem Falle; die Ehe„männer müſſen ſich todt arbeiten, um die „prächtige Lebensart ihrer Weiber zu unterhal„ten. Ehe die Franzoſen in unſer Land kamen, „waren wir Menſchen, wir begnügten uns mit „dem was wir hatten, und wandelten unſern „Weg ohne Furcht, denn wir waren damals „unſre eignen Herren; aber jetzo tappen wir „furchtſam und fürchten uns Dornen zu finden; „wir gehen wie Sclaven, wir werden es auch „bald ſeyn, denn ſie begegnen uns ſchon als „ob wir ſolche wären. Wenn ſie werden ſtark „genug ſeyn, ſo werden ſie uns nicht mehr ſcho„nen, ſondern uns Feſſel anlegen: hat nicht ihr

„ Anführer unſerm Oberhaupte ſchon mit die-
„ ſem Schimpfe gedrohet, und iſt der Tod nicht
„ beſſer als die Knechtſchaft? „

Hier machte der Redner eine Pauſe, und fuhr, nachdem er ſich erholet, fort:

„ Worauf wartrn wir? wollen wir die
„ Franzoſen ſich vermehren laſſen, bis wir nicht
„ mehr im Stande ſind ihnen zu widerſtehen?
„ Man hält uns für die klügſten unter den ro-
„ then Menſchen. Was werden die andern Völ-
„ ker ſagen? Sie werden ſagen, daß wir die
„ dümmſten ſind. Warum wollen wir alſo
„ länger warten? Laſſet uns uns in Freyheit
„ ſetzen und zeigen, daß wir wahre Menſchen
„ ſind: wir wollen heut anfangen uns dazu anzu-
„ ſchicken, unſre Weiber ſollen uns Lebensmit-
„ tel in Vorrath anſchaffen, ohne zu wiſſen zu
„ welcher Abſicht. Laſſet uns die Friedenspfei-
„ fe an alle Völker dieſes Landes ſchicken, und
„ ihnen ſagen, daß die Franzoſen nichts anders
„ im Sinne haben, als unſer Land zu erobern:
„ da ſie in unſrer Nachbarſchaft am ſtärkſten
„ ſind, ſo werden wir die erſten ſeyn, die ihre
„ Kette tragen müſſen, und wenn ſie mächtig
„ genug ſeyn werden, ſo wird die Reihe auch
„ an alle übrige Völker kommen. Laſſet uns
„ ihnen zeigen, wie ſehr ſie verbunden ſind die-
„ ſem Unglück vorzubeugen. Man kann es
„ aber nicht verhindern, als nur dadurch, daß
„ wir ſie alle ausrotten. Es müſſen ſich alle
„ Völker mit uns zur Ausführung dieſes Vor-

habens

„habens vereinigen, und die Franzoſen müſ-
„ſen an einem Tage und an einer Stunde, an
„allen Orten zugleich, vernichtet werden: die
„Zeit dieſes allgemeinen Blutbades ſey der Tag,
„an dem der Aufſchub zu Ende gehet, den uns
„ihr Chef zugeſtanden hat; auf dieſe Art kön-
„nen wir uns von dem Tribute befreyen, den
„wir uns aufgelegt haben, und dasjenige wie-
„der erhalten, was wir ihnen haben geben müſ-
„ſen. An dieſem großen Tage der Freyheit
„müſſen unſre Krieger mit ihren Feuerröhren
„bewafnet ſeyn; die Natches müſſen ſich unter
„die Franzoſen mengen, es werden allemal
„vier von unſrer Nation, gegen einen von den
„ihrigen ſeyn; wir wollen ihnen Gewehr und
„Pulver, unter dem Vorwande einer allge-
„meinen Jagd, die wegen eines großen Feſtes
„gehalten würde, abborgen und ihnen Wild-
„prett verſprechen. Die Flintenſchüſſe, wel-
„che bey dem Fort geſchehen ſollen, werden das
„Zeichen ſeyn, auf welches alle über die Fran-
„zoſen herfallen. Um von dieſem Coup allen
„möglichen Vortheil zu ziehen, wird erfodert,
„daß die übrigen Nationen unſerm Beyſpiele
„folgen, und in ihren Provinzen die Franzo-
„ſen in eben dieſer Stunde ermorden. Damit
„kein Irrthum vorgehe, müſſen Bündel
„Stöcker von gleicher Anzahl gemacht und je-
„der Nation eines gegeben, und eines hier be-
„halten werden; ſie ſollen die Anzahl der Ta-
„ge bemerken, die man noch warten muß.

„Jeden Morgen muß ein Stock ins Feuer ge-
„worfen werden, und wenn nur noch einer
„übrig bleibt, ſo iſt der Tag des Blutbades
„gekommen: es ſoll ſich anfangen, wenn das
„erſte Viertheil des Tages (das iſt Morgens
„um neun Uhr) vorbey iſt. Wir wollen alle
„auf einmal und von allen Seiten über unſre
„Tyrannen herfallen. Wenn wir dieſe erſt aus-
„gerottet haben, ſo wird es leicht ſeyn, die-
„jenigen, welche aus dem alten Lande über die
„See kommen, zu verhindern, daß ſie ſich
„bey uns nicht feſt ſetzen können. Vornemlich
„wird darauf zu ſehen ſeyn, daß täglich genau
„ein Stock aus dem Bündel ausgezogen wer-
„de, und wir wollen hierzu einen Mann wäh-
„len, auf dem man ſich verlaſſen kann, und
„die benachbarten Völker bitten, daß ſie ein
„gleiches thun.„

Hier ſchwieg der Redner ſtille, und die Verſammlung billigte ſeinen Vorſchlag, vornehmlich gab ihm der Cacique aus dem Dorfe la Pomme ſeinen Beyfall. Dieſer war beſonders von dem Herrn Chepar beleidigt und man ſuchte ihn zu rächen. Aus Furcht, daß er ſeiner Rache verfehlen möchte, hielt er der Verſammlung die übeln Folgen vor, wenn die Sache verrathen würde, und vermochte die Verſammlung zu dem Entſchluſſe, daß die Verſchwörung ſogar vor den Weibern der Caciquen verborgen gehalten werden ſollte. Nun war noch übrig, das Oberhaupt der Nation zu bewegen, daß

es dieſen Entſchluß genehmigte. Ob die oberſte Sonne ſchon ſehr geneigt war ſich die Franzoſen vom Halſe zu ſchaffen, ſo ſchien ihm doch dieſes Vorhaben zu grauſam. Der Cacique aus dem Dorfe la Pomme übernahm es ihm dazu zu vermögen. Er war dafür bekannt, daß er einen ſehr richtigen und durchdringenden Verſtand hatte, und ſtand deswegen bey der Nation in großem Anſehen. Er ſtellte der großen Sonne die Nothwendigkeit dieſes Schrittes vor, indem er ihm zeigte, was er ſelbſt zu befürchten hätte. Der franzöſiſche Commandant hatte ihm gedrohet ihn zu verjagen. Das Oberhaupt war jung, und deswegen leicht zu überreden und die Geſchicklichkeit desjenigen, den er vor ſich hatte, machte, daß er den Vorſchlag billigte. Als den folgenden Morgen die Sonnen kamen ihren Oberherrn zu begrüßen, befahl er ihnen, ſich nach dem Dorfe la Pomme zu begeben, doch ohne ſich merken zu laſſen, daß es auf Befehl geſchehe. Dies geſchahe pünctlich und der liſtige Cacique dieſes Dorfes überredete ſie alle mit in die Verſchwörung zu treten. Man verſammlete ſogleich einen Rath von Sonnen und Greißen aus dem Adelſtande: hierin wurde dieſer Entſchluß noch einmal unterſucht, und von allen einſtimmig angenommen. Man ernannte aus den Alten die Geſandten an die übrigen Nationen, und gab dieſen Krieger zur Bedeckung mit, und es wurde bey Lebensſtrafe verbothen, von dieſer Sache,

gegen wen es auch ſey, das geringſte zu reden. Die Geſandten reiſeten hierauf alſobald, ohne daß die Franzoſen das geringſte davon wuſten, ab.

Des tiefen Stillſchweigens ungeachtet, welches man in dieſer Sache beobachtete, wurde das Volk durch die Rathsverſammlungen der Sonnen und Alten aus dem Adel beunruhigt. Es iſt in allen Ländern der Erde nichts ungewöhnlichs, daß ſich die Unterthanen bemühen, die Geheimniſſe des Hofes zu errathen, doch konnte die Neugierde des Volks nicht befriedigt werden: die Sonnen, oder Prinzeßinnen hatten unter dieſer Nation allein das Recht nachzufragen, warum man etwas vor ihnen verborgen hielte. Die Gemahlinn des jungen oberſten Caciquen, welche nur 18 Jahr alt war, bekümmerte ſich wenig darum: aber die Mutter des Souverains, die der gereitzte Arm genannt wurde, eine Frau von vielem Verſtande, (welches ſie ſelbſt wohl wuſte) empfand es übel, daß man etwas vor ihr heimlich hielt. Sie bezeugte hierüber ihrem Sohne ihre Unzufriedenheit, welcher ihr antwortete: dieſe Geſandtſchaften waren abgeſchickt, um das gute Vernehmen mit den benachbarten Völkern zu verneuern, denen man ſchon lange die Friedenspfeiſe hätte zuſchicken müſſen, und die ſich durch dieſe Nachläßigkeit beleidigt hielten. Dieſe Entſchuldigung beſänftigte die Prinzeßinn, aber ſie benahm ihr ihre Unruhe nicht. Dieſe

ver-

vermehrte ſich vielmehr, als ſie ſahe, daß ſich die Sonnen, nach der Zurückkunft der Abgeſandten, heimlich verſammleten, und von dieſen zu erfahren, wie ſie wären aufgenommen worden: da dieſes ſonſt gewöhnlich öffentlich geſchahe.

Dies Verfahren brachte die Prinzeßinn in Zorn: wie, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, man verheelt vor der ganzen Nation, was ſie wiſſen ſoll, und man verheelt es auch ſelbſt vor mir! Ihr Zorn würde ſogleich ausgebrochen ſeyn, wenn ihn die Klugheit nicht unterdrückt hätte. Dies war den Franzoſen ihr Glück, daß ſie ſich für verachtet hielt. Sie befürchtete mit Recht, daß, wenn ſie ſich ihren Verdruß merken lieſſe, man das Geheimniß um deſto ſorgfältiger vor ihr verbergen würde, und ihre Klugheit gab ihr ein gewiſſes Mittel an die Hand, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie beredete ihren Sohn, ſie nach dem Dorfe la Pomme zu einer Verwandtinn zu begleiten, die, wie man ſagte, ſehr krank war. Sie führete ihn den weiteſten Weg dahin, unter dem Vorwande, er ſey der ſchönſte, aber in der That, weil er von wenig Leuten betreten wurde. Sie hatte Einſicht genug zu muthmaßen, daß der Bewegungsgrund dieſes Geheimniſſes daher rührte, daß man etwas böſes wider die Franzoſen im Schilde habe, und die auſſerordentliche Geſchäftigkeit des Caciquen aus dem Dorfe la Pomme bekräftigte dieſe Muthmaßung. Als ſie

ſich mit ihrem Sohne an einem einſamen Ort befand, redete ſie ihn alſo an:

„Hier wollen wir uns niederſetzen, ich bin „müde, und habe dir überdas etwas zu ſagen. „Als ſie ſich geſetzt hatten, fuhr ſie fort, öffne „deine Ohren mich zu hören; ich habe dich nie= „mals gelehrt zu lügen, ſondern habe dir immer „geſagt, daß ein Lügner nicht werth iſt ein „Menſch zu ſeyn, und daß einer von den Son= „nen, welcher lüget, die äuſſerſte Verachtung, „auch ſogar von den Weibern, verdienet; al= „ſo hoffe ich, du wirſt mir die Wahrheit ſa= „gen. Sage mir alſo, ſind nicht alle Son= „nen Brüder? und dennoch verbergen ſich alle „Sonnen vor mir, als ob meine Lippen zer= „ſchnitten wären, und ich meine Zunge nicht „zwingen könnte, oder kenneſt du mich, daß „ich ein Weib bin, die im Schlafe redet. „Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich von „meinen Brüdern muß verachtet ſehen, vor= „nemlich aber von dir. Wie! haſt du nicht „unter meinem Herzen gelegen? Haſt du nicht „meine Brüſte geſogen? Habe ich dich nicht „mit meinem Blute genähret, und ſchlägt „nicht mein Blut in deine Adern? Würdeſt „du ein Fürſt ſeyn, wenn du nicht mein Sohn „wäreſt? und haſt du ſchon vergeſſen, daß du, „ohne meine Fürſorge, ſchon lange würdeſt „geſtorben ſeyn? Alle Welt ſagt dir mit mir,

„daß

„daß du der Sohn eines Franzoſen biſt (1):
„aber liebt mich heute mein eigenes Blut mehr
„als das Blut der Ausländer. Ich gehe heu-
„te neben dir wie eine Hündinn, ohne daß du
„auf mich ſieheſt, und ich wundere mich, daß
„du mich nicht mit dem Fuſſe von dir ſtöſſeſt.
„Ich erſtaune nicht, daß die andern ſich vor
„mir verbergen: aber wie kannſt du es, du,
„der du mein Sohn biſt? Haſt du jemals in
„unſerm Volke geſehen, daß ein Sohn gegen
„ſeine Mutter iſt mistrauiſch geweſen? Du
„biſt der einzige von dieſer Art. Wie! ſo vie-
„le Bewegungen in der Nation, ohne daß ich
„die Urſach davon weiß, die ich die Mutter des
„Oberhauptes bin? Fürchteſt du dich, daß ich
„dich abhalte, und zum Sclaven der Franzo-
„ſen mache, wider die ihr etwas im Schilde
„führet? O wie müde bin ich dieſer Verach-
„tung und des Lebens mit Undankbaren.„

Dieſe Rede drang ihrem Sohne durchs Herz, er wurde erweicht, vergoß Thränen,

 und

(1) Dieſe Fürſtinn hatte lange einen Officier von unſrer Nation geliebt, und man zweifelte gar nicht, daß er der Vater der großen Sonne ſey, welches aber der Ehrfurcht nichts benahm, die ſeine Unterthanen gegen ihn hegten, denn es gaben in dieſem Volke, wie ich ſchon angemerkt habe, die Mütter ihren Söhnen den Adel, und ſie waren zufrieden, wenn ſie die Mutter eines Menſchen wuſten, und bekümmerten ſich ſehr wenig darum, wer ſein Vater ſeyn mochte.

und hörte dieſe Verweiſe mit einer den Amerikanern gewöhnlichen Gelaſſenheit, und der Ehrfurcht, die er ſeiner Mutter ſchuldig war, an, und gab ihr folgende Antwort: „Deine „Verweiſe ſind Pfeile, die mein Herz durchbohren; ich habe dir nie verächtlich begegnet, „aber haſt du jemals gehöret, daß man das „offenbaren dürfte, was die Greiſe in ihrer „Verſammlung beſchloſſen? iſt die Verſchwiegenheit nicht eine Pflicht aller Menſchen, „und ſoll ich nicht, weil ich ein Fürſt bin, „andern hierin ein Exempel geben? Man iſt „gegen meine Gemahlinn ſowol geheimnißvoll „geweſen als gegen dich. Ob ich ſchon der „Sohn eines Franzoſen bin, ſo hat man doch „kein Mißtrauen in mich geſetzt. Man hat „wohl vermuthet, daß dein großer Geiſt das „Geheimniß errathen würde, da man es aber „vor meiner Gemahlinn verbarg, wie konnte „man es dir entdecken. Weil du alles errathen haſt, ſo kann ich dir nichts mehr ſagen, „du weißt ſo viel als ich, verſchlieſſe deinen „Mund. Ich war nicht bekümmert darum, „gab ſie ihm hierauf zur Antwort, gegen wen „ihr ſo viele Vorſicht gebrauchtet; da es aber „wider die Franzoſen gehet, ſo fürchte ich, ihr „habet keine gute Masregeln, ſie zu überraſchen, ergriffen. Denn ich weiß, daß ſie „ſehr klug ſind, ob ſchon ihr itziger Befehlshaber wenig Verſtand zeiget; ſie ſind tapfer, „und haben Waaren genug die Krieger der

„be-

„benachbarten Völker wider uns zu erkaufen. „Wenn ihr es nur mit rothen Menſchen zu „thun hättet, ſo würde ich ruhig ſchlafen. „Ich bin nicht mehr jung, und das Leben ei„ner alten Frau hat wenig zu bedeuten, aber „das deinige iſt mir lieb. Wenn eure Greiſe „glauben, es ſey ſo leicht die Franzoſen, wie „die Amerikaner, zu überfallen, ſo haben ſie „ſich gewaltig betrogen. Die Franzoſen ha„ben Hülfsmittel, die uns fehlen, du weiſt, „ſie beſitzen das redende Zeug, (ſo nennen ſie „das Papier).

Ihr Sohn antwortete ihr: ſie habe wegen der genommenen Masregeln nichts zu befürchten, und nachdem er ſie von allem unterrichtet hatte, was ich erzählt habe, ſo ſetzte er noch hinzu, daß das Bündel Stöcker auf einem Tiſche im Tempel läge.

Nachdem die Prinzeßinn alles erfahren hatte, was ſie zu wiſſen verlangte, ſo ſtellte ſie ſich, als ob ſie alles billigte, ließ hernach ihren Sohn in Ruhe, und war nur auf Mittel bedacht, dieſes barbariſche Vorhaben zu hintertreiben; die Zeit war kurz, und der Tag, den man zu dieſem grauſamen Blutbade angeſetzt hatte, rückte herbey.

Dieſe Frau, die ſich nicht entſchlieſſen konnte, alle Franzoſen durch die Verſchwörung der Natches an einem Tage umkommen zu ſehen, dachte darauf, wie ſie dieſelben benachrichtigte, daß ſie auf ihrer Hut ſeyn möchten. Hier-

zu bediente ſie ſich einiger jungen Mädgens, die Franzoſen zu Liebhabern hatten, und befahl denſelben ausdrücklich, niemanden zu ſagen, daß dieſe Nachricht von ihr herkäme.

Herr Mace, Fähndrich bey der Garniſon auf dem Fort, erhielt auf dieſe Art einige Nachricht von einer jungen Wilden, die ihn liebte, ſie ſagte ihm mit Thränen: ihre Nation ſey willens alle Franzoſen zu ermorden. M. Mace erſtaunte hierüber, und befragte das Mädgen weiter: ihre ungekünſtelten und aufrichtigen Antworten und ihr zärtlicher Schrecken lieſſen ihn nicht weiter an der Wahrheit der Verſchwörung zweifeln, er gieng ſogleich hin den M. de Chepar davon zu benachrichtigen, der ihn in Arreſt ſchickte, weil er hätte wollen einen falſchen Allarm verurſachen. Sieben Einwohner, die auch Nachricht davon bekommen hatten, und ſich Erlaubniß ausgebeten, ſich mit Gewehr zu verſehen, um ſich wider alle Ueberfälle zu ſichern, wurden ins Gefängniß geworfen. Der Kommandant hielt alle dieſe für furchtſame, und erzürnte ſich, daß man ihm Mißtrauen gegen eine Nation einzuflößen ſuchte, die ihm ſo viel Ergebenheit bezeugte. Die Richtigkeit, mit der man die Abgaben bezahlte, machte ihn ſicher, er vermuthete dieſe Politik der Wilden nicht, und ließ ſich durch die Verachtung, in der ſie bey ihm ſtanden, verblenden, zu glauben, daß Menſchen von dieſer Art ſo vieler Liſt nicht fähig wären.

Die

Die Sonne, der **gereizte Arm**, ſahe mit Schmerzen, daß ihre Sorgfalt, die Franzoſen zu erhalten, vergebens war, und ſie entſchloß ſich, ihnen auch wider ihren Willen zu dienen. Da ſie nicht alle erhalten konnte, ſo war ſie wenigſtens auf Mittel bedacht, die Menge der Schlachtopfer zu verringern. Zu dieſem Ende ſchlich ſie ſich heimlich in den Tempel, und zog, ohne daß es die Prieſter merkten, einige Stöcker aus dem fatalen Bündel, in der Abſicht, die zur Ausführung der Verſchwörung angeſetzte Zeit zu verkürzen. Sie ſahe wol ein, daß, wenn die Natches die Franzoſen ermordeten, die Nachricht hiervon denen Franzoſen, die unter den andern Nationen wohnten, bald zu Ohren kommen würde, und daß dieſe alsdenn nicht ermangeln würden auf ihrer Hut zu ſeyn. Dies einzige Mittel, welches ſie hatte ergreifen können, gieng glücklich von ſtatten. Die Natches kamen an den letzten Stock, ohne zu merken, daß ſie hintergangen waren, und fiengen, in der Ueberzeugung, ihre Bundesgenoſſen würden ein gleiches thun, das Blutbad, zu dem ſie ſich vorbereitet hatten, herzhaft an.

Im Jahr 1720 den 28 Dec. Morgens um 8 Uhr hatten ſich die Wilden unter den Franzoſen ausgebreitet. Einige Flintenſchüſſe, die das Zeichen ſeyn ſollten, geſchahen vor der Wohnung des M. de Chepar, und alſobald fielen alle über die Franzoſen her.

Die

Die Herren Kolly, erſte Commiſſairs der indianiſchen Compagnie, wurden zuerſt ermordet. Das einzige Haus des Herrn de la Loire des Urſins that einigen Widerſtand, und ſeine Leute tödteten 8 Natches, ehe ſie überwunden wurden. M. des Urſins, der eben ausgeritten war, eilte bey dem erſten Flintenſchuſſe wieder nach Hauſe, er fiel aber unter einen Haufen von Wilden, und wurde, nachdem er ſich tapfer gewehret, und vier von ihnen getödtet, mit Pfeilen zu todte geſchoſſen; und dies war beynahe alles was ihnen dieſer Ueberfall koſtete. Sie tödteten an zwey tauſend Menſchen, und ihrer Wuth entkamen nur 20 Franzoſen und 5 oder 6 Negern, davon noch die meiſten verwundet waren. 150 Kinder, 90 Frauen und eben ſo viel Negers wurden zu Sclaven gemacht, in der Hoffnung, ſie an die Engländer in Carolina zu verkaufen.

Während dieſes Blutbades ſaß die große Sonne ganz ruhig unter einem Schoppen der Compagnie. Man brachte ihm zuerſt den Kopf des franzöſiſchen Kommandanten, und hernach aller vornehmen Franzoſen, die er um den erſten herum ſetzen ließ. Die Köpfe aller übrigen wurden auf Pfäle geſetzt; die Leiber blieben unbegraben liegen und wurden eine Beute der Raubvögel. Den ſchwangern Weibern ſchnitten ſie die Bäuche auf und erwürgten alle die, welche Kinder an der Bruſt hatten, weil ihnen die Thränen und das Geſchrey derſelben

un-

unerträglich war. Die übrigen machten ſie zu Sclaven und begegneten ihnen auf das allerunanſtändigſte.

Einige wollen behaupten, M. de Chepar habe den Schmerz erdulden müſſen, ein Zuſchauer dieſes erſchrecklichen Blutbades zu ſeyn, und ſey erſt zuletzt ermordet. Er erkannte nunmehro, aber zu ſpät, daß die Nachrichten, die man ihm gegeben, gegründet geweſen. Die Wilden ſagten ihm: ein Hund, wie er, ſey unwürdig von der Hand eines Kriegers zu ſterben, und übergaben ihm dem niedrigſten Pöbel, die ihn mit Pfeilen erſchoſſen, und ihm hernach den Kopf abhackten.

Dies war das Ende eines Mannes, der nur ſeinem Eigenſinne, ſeiner Grauſamkeit und ſeinem Ehr- und Geldgeize folgte. Da kein Franzoſe von denen, die bey ſeinem Tode zugegen geweſen, der Grauſamkeit der Wilden entgangen, ſo kann man nicht gewiß wiſſen, was für eine Todesart ſie ihm angethan haben; genug, er hatte mit Völkern zu thun, die von Natur grauſam ſind, und die er beleidigt hatte. Eine ſanfte Regierung würde ſie an den Franzoſen geneigt gemacht haben, die von dieſem Volke große Vortheile zogen: aber ſo ziehet oft die ungeſchickte Aufführung eines Menſchen den Untergang einer ganzen Colonie nach ſich. Man kann nicht vorſichtig genug in der Wahl derjenigen ſeyn, denen man das Kommando in dieſen Ländern anvertrauet. Man

mag

mag ſich von den Wilden vorſtellen, was man will, ſo ſind ſie nicht immer leicht zu gouverniren. Man muß Klugheit anwenden, ſich ihr Wohlwollen zu erwerben, und man beleidigt ſie nicht ungeſtraft. Dieſe Geſchichte iſt ein Beweiß davon. Die Verſchwörung der Natches war gewiß mit vieler Liſt angezettelt, und wie unglücklich würde ſie nicht für uns geweſen ſeyn, wenn nicht die Vorſehung beſonders über uns gewacht hätte. Man war in der That der Prinzeßinn der **gereizte Arm** vielen Dank ſchuldig, aber es iſt nicht recht bekannt, wie man ſie belohnt hat.

Die Nationen, welche mit in der Verſchwörung der Natches waren, und von der Liſt, die bey dieſen die Ausführung beſchleunigt hatte, nichts wuſten, glaubten verrathen zu ſeyn. Die Nation Chacta bildete ſich ein, die Natches hätten ihnen keinen Antheil an der franzöſiſchen Beute laſſen wollen, und um den Franzoſen zu zeigen, daß ſie keinen Antheil an der Verſchwörung gehabt, vereinigten ſie ſich mit ihnen wider jene. Die Natches lieferten ſogleich die franzöſiſchen Weiber und Negern, die ſie zu Sclaven gemacht, wieder aus; einige Zeit hernach wurden ſie in ihren Verſchanzungen angegriffen, ſie entflohen aber, während eines heftigen Ungewitters, nnd verlieſſen ihr Land. Man bekam ungefähr 1000 von ihnen gefangen, die nach Neuorleans gebracht, und hernach auf der Inſel Domingo verkauft

wur:

wurden. Unter dieſen war auch die große Sonne, ſeine Gemahlinn und Mutter, von denen man die angeführten Umſtände erfuhr. Er mißbilligte dieſes Blutbad, und ſagte, ſeine Nation habe ſeine Jugend zu dieſem Schritte verführt: er hätte die Franzoſen immer geliebt, und ſeine Nation wäre durch die übele Begegnung des franzöſiſchen Kommandantens, gegen ein freyes Volk, zu dieſem verzweifelten Schritte gebracht. Die Franzoſen begnügten ſich mit dieſem Bekenntniſſe, und hielten ihn und ſeine Gemahlinn und Mutter ſehr gut: weil ſie aber von ihrem Volke entfernt leben muſten, ſo ſtarben ſie bald alle vor Kummer. Seit dieſer Zeit iſt dies Land unbewohnt; und die Natches, welche zu ſchwach waren, den Franzoſen zu widerſtehen, ſind zu den Tchicachats geflohen, wo ſie eine Freyſtadt gefunden.

Wir haben hier noch immer ein Fort, aber die Colonie iſt von weniger Bedeutung. Ein Mittel, ſie wieder in Flor zu bringen, würde ſeyn, daß man andere Wilde ins Land zöge. Dies iſt alles merkwürdige, was ich Ihnen von dieſem Lande erzählen kann. Ich werde bald wieder von hier abgehen, und meine Reiſe fortſetzen, und ich ſchlieſſe dieſen Brief mit der Verſicherung, daß ich allzeit ſeyn werde,

Mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Natches den 10ten Sept. 1751.

IV. Brief.

An eben denſelben.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldnen Berg geſucht. Urſprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle.

Mein Herr!

Nachdem wir ungefähr 120 Meilen Nordwerts von den Natches auf den Mißiſſippi herauf gerudert, ohne auf dieſer ganzen Reiſe eine Plantage anzutreffen, ſo kamen wir zu einer Nation, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die Franzoſen berühmt iſt, und die ſchon vor Zeiten durch die Unternehmung des Ferdinand von Soto bekannt geworden iſt. Ich habe mit einem alten Wilden, der das Oberhaupt dieſes Landes iſt, geredet, dieſer ſagte mir: er habe im Jahr 1682. den M. de la Salle hier geſehen, als dieſer den großen Fluß S. Louis, der gemeiniglich Mißißippi, und von den Wilden Meſchaſſepi, das iſt alle Flüſſe oder

oder der groſſe Fluß, genannt wird, unterſuchte.

M. de la Salle beſuchte dieſe Nation, als er den Fluß herunter ſchiffte: er machte Freundſchaft mir ihr und nahm das Land im Namen Ludwig XIV. im Beſitz. Nachdem er hier ein Kreutz und das Franzöſiſche Wappen aufgerichtet, ſo ſchiffte er mit dem Strome, der ſich in den großen Mexicaniſchen Golfo ergießt. An ſeiner Mündung nahm er die Höhe und fand ſie 29 Grade Norderbreite. Hernach ſchiffte er den Fluß wieder herauf, bis an den Fluß in Neu Frankreich; von hier gieng er wieder nach Canada und hernach nach Frankreich zurück.

Bey ſeiner Ankunft bey Hofe machte er ſeine Entdeckungen dem Herrn Colbert und Seignelai bekannt, die ihm ein Patent vom Könige auswürkten, darin enthalten war, daß alle Länder, die er von Neu Biscaya bis nach Neu Frankreich entdecken würde, und alle Einwohner in denſelben, ſo wol Franzoſen als Wilde, unter ſeinen Befehlen ſtehen ſollten.

Zu eben dieſem Volke, die Akankas genannt werden, kam M. Joutel, als dieſer, nach dem Tode des M. de la Salle, mit Wegweiſern auf die Entdeckung des Fluſſes Mißißippi ausgegangen war. Dieſer Officier iſt der einzige, der hiervon zuverläßige Nachrichten geliefert. Ich glaube Ihnen einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich Ihnen einen kurzen Auszug

daraus mittheile. Sie werden darin die Geſchichte des M. de la Salle und das Ende ſeiner unglücklichen Unternehmung finden.

Von der Geſchichte des Ferdinand von Soto, will ich nur etwas weniges beybringen. Die Univerſalhiſtorie von Weſtindien berichtet uns, daß dieſer große Capitain, der durch die Eroberung von Peru reich und ſtolz geworden, und ſeine Hände mit dem Blute der unglücklichen königlichen Familie der Inkas beſudelt, in dieſes Land, mit den tapferſten von ſeinen Truppen, einzudringen geſucht, um die Völker an dem Fluſſe, von denen ich Ihnen unten eine Beſchreibung geben werde, unter das Joch zu bringen. Aber er kannte das Innere dieſes weitläuftigen Landes ganz und gar nicht, und ſtand in der Einbildung, daß er hier eben ſolche weibiſche Völker antreffen würde, wie er in dem ſüdlichen Amerika gefunden hatte; allein er fand ſich in ſeiner Hoffnung betrogen, einen Theil ſeiner Truppen ſchlugen die Wilden mit Keulen zu tode, ſchunden die vornehmſten Officiers und hängten ihre Häute an den Thüren ihrer Tempel auf. Dis jagte den übrigen Spaniern eine ſolche Furcht ein, daß ſie ſogleich wieder zu Schiffe, und nach Europa zurück giengen.

Ferdinand von Soto ſtarb, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, vor Schaam über den unglücklichen Ausgang ſeiner Unternehmung im Jahr 1543, und von dieſer Zeit bis 1682 iſt

kein

kein Europäer in dieſes ſchöne Land gekommen.

Das Schickſal des M. de la Salle iſt nicht glücklicher geweſen, als des Ferdinand de Soto ſeines.

Es iſt keine Tugend ſo rein, die nicht ſollte einige Flecken haben; dis iſt das Loos der Menſchlichkeit, und, was noch demüthigender iſt, die größten Eigenſchaften ſind oft mit den größten Laſtern vergeſellſchaftet. Dis ſoll der kurze Auszug aus dem Journal des M. de Joutel, den ich hier liefern will, beſtätigen.

Herr Robert Cavalier de la Salle gieng den 24 Julii 1684, mit einem Geſchwader von 4 Schiffen, die der Schiffshauptmann M. de Beaujeu anführte, von Rochelle unter Segel. Man brachte zu Rochefort 225 Perſonen, 30 Freywillige (1), einige Edelleute und eine Anzahl angenommene Handwerker und Mädgens auf dieſe Flotte. Herr de la Salle war mit auf dem Schiffe des M. de Beaujeu, gegen den er nicht das allergeringſte Zutrauen blicken ließ. Auf alles, was ihm dieſer Officier vortrug, antwortete er niemals etwas anders, als daß er

(1) Unter dieſen waren drey Geiſtliche von S. Sulpice, davon der eine ein Bruder des M. de la Salle und die andern zwey ſeine Vettern waren, überdas 4 Franciſcaner, die eine Miſſion bey den Wilden anfangen ſollten. Er hatte auch zwey Neveus mit Morauget nnd Cavelier 14 Jahr alt.

mit einem ſehr hohen Tone ſagte: dis iſt gewiß nicht die Abſicht des Königs. Dis war gewiß nicht der Weg, einen Menſchen, den er zur Erreichung ſeiner Abſichten nöthig hatte, zu ſeinem Vortheile einzunehmen und jedermann fieng an, dieſer Unternehmung, deren Häupter ſo entgegengeſetzte Abſichten zu hegen ſchienen, einen übeln Ausgang zu prophezeihen: die Zeit hat dis leider! genugſam beſtätigt.

Den 28 Dec. 1684 entdeckte die Flotte das feſte Land von Florida. Weil man dem M. de la Salle verſichert hatte, daß die Ströme in dem Mexicaniſchen Meerbuſen gegen Oſten giengen, ſo zweifelte er nicht, die Mündung des Fluſſes Mißißippi müſſe weit gegen Abend ſeyn, und dieſer Irrthum war die Quelle alle ſeines Unglücks. Er ließ alſo gegen Weſten ſteuern, er kam aber ſehr langſam fort, weil er an den Küſten bleiben muſte, und das zu finden, was er ſuchte.

Den 2 Januar 1685 war das Geſchwader, wie man jetzt muthmaßet, nahe bey der Mündung des Mißißippi und den 10ten fuhr ſie davor vorbey, ohne ſie gewahr zu werden. M. de la Salle ſtand in der Meynung, ſie müſte auf der Höhe des Appalaches ſeyn, und ſetzte alſo ſeine Fahrt fort ohne ſeine Chaluppe ans Land zu ſchicken.

Man behauptet ſogar, das Schiſsvolk habe ihm dieſe Mündung gezeigt, er habe ſich aber nicht

nicht die Mühe geben wollen, ſie zu unterſuchen, weil er feſt geglaubt, ſie könne an dieſem Orte nicht ſeyn. Er war ſo eigenſinnig, daß ihn nichts von ſeinen vorgefaßten Meinungen abbringen konnte.

Er wuſte vielleicht nicht, oder ließ es doch aus der Acht, daß die größten Männer in der Welt den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen oft Leuten zu verdanken gehabt, die ihnen an Verdienſten bey weitem nicht gleich kamen, und das diejenigen die klügſten ſind, die ſich auch die Einſichten derer zu Nutze machen, die weniger Klugheit beſitzen, als ſie.

Einige Zeit hernach wollte er, auf eine Nachricht, die er von den Wilden erhalten, umkehren, aber M. Beaujeu ſchlug es ab, ihm dieſe Gefälligkeit zu erzeigen. Man ſchiffte alſo nach Weſten fort, und in wenig Tagen befand ſich die Eſcadre in der Bay S. Bernhard, aber ohne ſie zu kennen. Dieſe Bay iſt 100 Meilen gegen Weſten von der Mündung des Mißißippi entfernt. Hier warfen ſie Anker und ſchickten die Chaluppen aus, um zu erfahren, wo man wäre. Dieſe entdeckten einen ſchönen Fluß, an deſſen Einfluſſe eine Sandbank iſt, die nur 10 bis 12 Fuß Waſſer hat. Dieſe Entdeckung wurde erſt nach vielem Hin- und Herfahren gemacht, und nachdem man verſchiedenemal Schiffsrath gehalten, worin niemals etwas beſchloſſen wurde, weil der eine allemal die Meynung des andern,

und zwar aus der einzigen Urſache, weil ſie dieſer vorgetragen, verwarf.

M. de la Salle glaubte nicht weit von der Mündung des Fluſſes entfernt zu ſeyn, und dem die Gegenwart des M. Beaujeu mehr hinderlich als nützlich war, entſchloß ſich hier ſeine Leute an Land zu ſetzen. Dieſer Entſchlieſzung zufolge ſchickte er den 20 Febr. dem Kommandanten auf dem Schiffe la Flûte, Befehl zu, die ſchwerſten Sachen, die er am Boord hätte, auszuladen, und in den Fluß einzulaufen. Er wollte ſelbſt bey dieſer Verrichtung gegenwärtig ſeyn, da aber unterdeſſen der Marquis de la Sablonniere und noch 5 oder 6 andere Franzoſen, die in einem nahen Walde ſpatzieren gegangen, von den Wilden waren aufgehoben worden, ſo eilte er dieſen zu Hülfe. Er war noch nicht weit vom Ufer, als er ſahe, daß die Flûte im Begrif war an den Felſen unter dem Waſſer zu ſcheitern, doch ſein ungünſtiges Schickſal, fügt Joutel hinzu, verhinderte ihn umzukehren, und dieſem Unglücke vorzubeugen. Er ſetzte vielmehr ſeinen Weg nach dem Dorfe fort, wo man ſeine Leute hingeführet hatte. Als er dahin gekommen war, hörte er einen Canonenſchuß, und zweifelte nicht, dis ſey geſchehen ihn zu benachrichtigen, daß ſein Schiff geſcheitert ſey: und er betrog ſich auch nicht in ſeiner Muthmaßung.

Diejenigen, welche bey dieſem Vorfalle gegenwärtig waren, behaupteten, de St. Aigron, der

der das Fahrzeug kommandirte, habe dieſes Unglück mit Vorſatz veranlaſſet. Dieſer Verluſt hatte übele Folgen, und war unerſetzlich, weil auf dem Fahrzeuge die Munition, das Geräthe die Werkzeuge und überhaupt alles, was zu einem neuen Etabliſſement erforderlich iſt, geweſen war. M. de la Salle eilte nach dem Orte hin, wo das Unglück geſchehen war, und fand das Schiffsvolk in einer gänzlichen Unthätigkeit. In dieſer Noth erſuchte er den M. de Beaujeu um ſeine Chaluppe und ſeinen Kahn, und erhielt beyde ohne Schwierigkeit.

Zuerſt rettete er die Equipage, hernach das Pulver, und darauf Wein und Brantwein, wovon man ungefähr 30 Fäſſer ans Land brachte. Wenn die Chaluppe der la Flûte der vom Schiffe le Joli hätte helfen können, ſo würde man beynahe alles gerettet haben, aber dieſe hatte man vorſetzlich untergehen laſſen, und da endlich die Nacht einbrach, ſo muſte man das Ausladen bis auf den folgenden Tag anſtehen laſſen. Nach einigen Stunden wurde der Wind, welcher von der See her wehete, ſtärker, und ſtieß die Flûte gegen einen Felſen, daß ſie zerborſt. Eine Menge Waſſer fielen durch die Oeffnung, die ſie bekommen, heraus, und wurden von den Wellen herum getrieben. Man merkte dieſes nicht bis der Tag anbrach, da man noch Fäſſer mit Wein und Brantwein und einige mit Mehl, Fleiſch und Hülſenfrüchten rettete, alles übrige gieng verlohren.

Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden ſie gewahr, daß ſie von allen Seiten mit Wilden umgeben waren. Aller Sorgfalt ungeachtet, die man anwendete, ſie zu verhindern, daß ſie von der Verwirrung, in der man ſich befand, keinen Vortheil ziehen möchten, ſtohlen ſie doch einige Sachen weg, die man aus dem Schiffbruche gerettet hatte. Man merkte dieſes nicht eher, als bis ſie mit ihrer Beute fort waren. Sie hatten einige Kanots am Ufer zurück gelaſſen: dieſe nahm man zur Wiedervergeltung weg, ſie koſteten aber weit mehr, als ſie werth waren. In der Nacht kamen die Wilden wieder, um ihre Kanots abzuholen, und da ſie die, welche ſie weggeführt, ſchlafend darin fanden, ſo tödteten ſie zwey Freywillige, die de la Salle ſehr bedauerte, und verwundeten ſeinen Vetter und noch einen andern.

So viele Unglücksfälle, die Schlag auf Schlag folgten, ſchreckten viele von denen, die mit in dieſer Unternehmung waren, ab, und unter andern auch die Ingenieurs Dainmaville und Mignet, die ſich entſchloſſen nach Frankreich zurück zu kehren. Hierzu trugen die Reden der Feinde des de la Salle nicht wenig bey, die immer heimlich ſeine Aufführung tadelten, und ſeine Unternehmung für ungereimt und tollkühn erklärten. Er ſelbſt zeigte bey dieſen Vorfällen eine auſſerordentliche Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit. Er ließ hier ein Vorrathshaus bauen und befeſtigte es, und weil er ſich in den

Kopf

Kopf geſetzt hatte dieſer Fluß könne wol ein Arm des Mißißippi ſeyn, ſo machte er ſich fertig, ihn herauf zu ſegeln.

Man fieng ſogleich an ein Fort anzulegen. Sobald man ziemlich weit damit gekommen war, ſo trug de la Salle den Joutel auf, es vollenden zu laſſen, übergab ihm das Kommando darin, und ließ ihm ungefähr 100 Mann. Mit dem Ueberreſte ſeiner Mannſchaft gieng er zu Schiffe, mit dem Entſchluſſe, den Fluß ſoweit herauf zu fahren, als es ihm würde möglich ſeyn. Joutel blieb nur eine kurze Zeit in dem Fort, welches man angefangen hatte; die Wilden ſchweiften alle Nächte darum herum und die Franzoſen vertheidigten ſich gegen ſie mit Verluſt, wodurch ſie von Tage zu Tage ſchwächer wurden. Den 14ten Jul. erhielt er vom de la Salle Ordre mit allen ſeinen Leuten zu ihm zu ſtoſſen.

Verſchiedene tüchtige Leute waren von den Wilden getödtet, oder gefangen worden, viele waren durch Elend und Fatiguen umgekommen, und die Anzahl der Kranken vermehrte ſich von einem Tage zum andern. Mit einem Worte, M. de la Salle befand ſich in auſſerordentlich kläglichen Umſtänden. Der Kummer verzehrte ihn, aber er wuſte ihn zu verbergen, und dieſe Verſtellung machte, daß ſein Gemüth in eine unbiegſame Härte ausartete. Sobald er ſeine Leute zuſammen hatte, ſo fieng er an ſich zu etabliren, und zu befeſtigen. Er

war ſelbſt der Baumeiſter ſeines Forts, und weil er jederzeit zuerſt die Hand ans Werk legte, ſo arbeitete ein jeder, nach ſeinem Beyſpiele, aus allen Kräften.

Dieſer gute Wille bey allen ſeinen Leuten durfte nur aufgemuntert werden; aber de la Salle war nicht Herr über ſeine Gemüthsart. Selbſt in der Zeit, da ſeine Leute durch die ſchweren Arbeiten erſchöpft waren, und kaum ſo viel hatten, daß ſie ihr Leben erhalten konnten, ließ er nichts von ſeiner gewöhnlichen Strenge und unbiegſamen Gemüthsart ab, welches jederzeit, vornemlich bey neuen Etabliſſements, nachtheilig iſt. Es iſt nicht genug, daß man Muth, Geſundheit und Wachſamkeit beſitze, um ſolche Unternehmungen glücklich auszuführen: man muß noch andre Eigenſchaften beſitzen. Man muß ſich zuweilen verſtellen und die Augen zuthun, um das Uebel nicht zu vergröſſern. Der Weg der Gelindigkeit iſt allemal für einen Anführer der ſicherſte.

M. de la Salle ſtrafte die geringſten Verbrechen mit einer unerhörten Schärfe: auch diejenigen, die am ſtandhafteſten mit ihm aushielten, hatten ſich nur ſelten eines freundlichen Wortes von ihm zu getröſten.

Dies war eine Urſache mit, daß alle ſeine Leute in eine langſame Krankheit verfielen, die mehr durch die Verzweiflung als durch ſchwere

Ar-

Arbeiten und ſchlechte Lebensmittel verurſacht wurde.

Nachdem er ſein Fort in Ordnung gebracht, ſo entſchloß er ſich weiter ins Land zu gehen. Den 12ten Jul. 1687 trat er die Reiſe an, und nahm den M. Cavelier ſeinen Bruder, ſeine zwey Vettern, den Pater Anaſtaſius, einen Capuciner, den M. Joutel, Dühaut, Larcheveque, de Marle, einen Deutſchen, mit Namen Hiens, den Feldſcherer Lietot, den Piloten Teßier, einen Saget, und einen Wilden, der ein guter Jäger war, mit. Ich habe alle dieſe Namen genannt, weil unten von ihnen Meldung geſchehen wird.

Je weiter man in das Land kam, um deſto volkreicher fand man es, und als ſie noch ungefähr 40 Meilen von den Cenis entfernt waren, ſo erfuhren ſie, daß unter dieſen ein Franzoſe lebte. Dies war ein Bretagniſcher Bootsmann, er hatte ſich verlohren, als M. de la Salle das erſtemal auf dem Fluſſe herunter geſegelt war, und lebte ſeit 1682 unter den Cenis, die ihn aufgenommen hatten. Er hatte keine Hoffnung gehabt Europa wieder zu ſehen, und nur ein Zufall konnte ihm die Mittel dazu verſchaffen. Joutel ſuchte ihn unter den Indianern auf, und er hatte dieſe kaum verlaſſen, als er ein Zeuge einer Schandthat ſeyn muſte.

Den 17ten May war Moranget auf der Jagd, und hatte, wie man erzählt, dem Dühaut, Hiens und dem Feldſcherer Lietot mit

Wor-

Worten übel begegnet. Dieſe drey Leute entſchloſſen ſich, ſich ihn ſo bald als möglich vom Halſe zu ſchaffen, und bey dem Bedienten und den Wilden des de la Salle, der **Nika** hieß, den Anfang zu machen, weil dieſe den Moranget begleiteten, und ihn vielleicht hätten vertheidigen können. Sie eröffneten auch ihren Anſchlag dem Larcheveque und dem Piloten Teßier, welche ihn billigten, und verſprachen ihn mit ausführen zu helfen. Dem Herrn Marne, der bey ihnen war, und den ſie gern entfernt hätten, ſagten ſie nichts davon. In der folgenden Nacht, als dieſe Unglücklichen, die ſie ihrer Rache aufopfern wollten, ſchlieſſen, gab Lietot einem jeden von ihnen verſchiedene Schläge mit der Axt auf den Kopf, wovon der Wilde und der Bediente ſogleich ſtarben. Moranget richtete ſich auf, doch ohne ein Wort zu reden, und die Mörder zwangen den Herrn Marne, ihm den Reſt zu geben, indem ſie ihm droheten, wenn er es nicht thun würde, mit ihm eben ſo umzugehen, wie mit den drey andern. Auf dieſe Art ſuchten ſie ihn in ihre Schandthat zu verwickeln, um ſicher zu ſeyn, daß er ſie nicht anklagen durfte.

Eine Bosheit iſt immer mit Unruhen begleitet, und die gröſten Böſewichter ſind nicht im Stande dieſe gänzlich zu unterdrücken. Die Mörder ſahen ein, daß es ihnen ſehr ſchwer fallen würde, ſich der gerechten Rache

des

des M. de la Salle zu entziehen, und ent-ſchloſſen ſich deswegen ihm zuvorzukommen. Nachdem ſie ſich über die Mittel hierzu berath-ſchlaget hatten, ſo faſſeten ſie den Schluß, ihm entgegen zu gehen, alle die zu ermorden, die um ihn wären und ſich auf die Art einen Weg zu der Ermordung ihres Oberhauptes zu bah-nen.

Einen ſolchen Entſchluß konnte ihnen nur die blinde Verzweiflung eingeben, welche die Verbrecher in den Abgrund ſtürzet, den ſie ſich zubereitet haben. Ein Zufall, den ſie nicht hatten vorherſehen können, begünſtigte ihr Vorhaben, und lieferte ihnen ihren Raub in die Hände. Ein Strohm, der ſie vom Lager abſonderte, und der in der Zeit, daß ſie her-über gegangen, ſehr angewachſen war, hielt ſie zwey Tage auf. Dieſer Aufſchub, der ſie in ihrem Vorhaben zu verhindern ſchien, er-leichterte ihnen die Ausführung deſſelben. M. de la Salle wurde unruhig, daß ſein Vetter mit den zwey Leuten, die er mitgenommen hat-te, nicht zurück kam, und entſchloß ſich, ſelbſt hin zu gehen und ihn zu ſuchen. Man bemerk-te in dem Augenblicke, da er ſich auf den Weg begab, eine Unruhe an ihm, die ihm nicht ge-wöhnlich war, und er erkundigte ſich ſehr ge-nau, ob Moranget mit jemanden Streit ge-habt hätte?

Hierauf rief er den Joutel zu ſich, befahl ihm das Lager an, und daß er oft die Ronde

gehen, und Niemanden erlauben ſollte ſich davon zu entfernen; er ſollte auch Feuer anzünden laſſen, damit ihm der Rauch behülflich wäre, das Lager wieder zu finden, wenn er ſich etwa verirren möchte. Er gieng den 20ten mit dem Pater Anaſtaſius und einem Wilden weg. Als er an den Ort kam, wo ſich die Mörder verſteckt hatten, ſo ſahe er einige Adler, und ſchloß daraus, daß ſich daſelbſt ein Aaas befinden müſte. Hier that er einen Schuß mit der Flinte, worauf die Verſchwornen, welche ihn noch nicht beobachtet hatten, ihr Gewehr in Bereitſchaft ſetzten. Dühaut und Larcheveque giengen über den Strom, der zwiſchen ihnen und dem de la Salle war, und da ſie ihn langſam auf ſie zukommen ſahen, ſo blieben ſie ſtehen. Dühaut verſteckte ſich ins Geſträuch und hielt den Hahn an ſeiner Flinte geſpannt, Larcheveque aber gieng noch ein wenig weiter. Kurz darauf erkannte ihn de la Salle und fragte ihn, wo ſein Vetter wäre? worauf er antwortete: er müſte ſich verirret haben. In dieſem Augenblicke gab Dühaut Feuer auf ihn, M. de la Salle bekam die Kugel in den Kopf und fiel todt zur Erde.

„O ihr alten Einwohner dieſer Erde, ihr „Bürger der Wälder, die ihr in den Hö„len herum irret, und deren wilde Grob„heit Europa in dem Schooße der Weich„lichkeit verachtet, redet, hat die Sonne, „die

„die eure Wälder beſcheinet, jemals ſolche
„Schandthaten bey euch geſehen?

Thomas.

Dieſe Ermordung geſchahe am 20ten May 1687 im Lande der Cenis. Als der Pater Anaſtaſius den de la Salle vor ſeinen Füßen niederfallen ſahe, ſo vermuthete er, die Mörder würden ihn eben ſo wenig verſchonen, wenn es auch nur geſchähe, um einen Zeugen ihrer Bosheit aus dem Wege zu räumen. Doch Dühaut nahete ſich zu ihm, und verſicherte ihm, die Handlung, welche ſie begangen, wäre ein Streich ihrer äuſſerſten Verzweiflung; ſie hätten ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet, ſich an dem Moranget zu rächen, der ihr Verderben geſucht hätte. Der Pater Anaſtaſius gab dem M. de Cavelier die erſte Nachricht von dem Tode ſeines Bruders. Dieſer ſagte zu den Verſchwornen, daß wenn ſie beſchloſſen hätten, ſich ihn auch vom Halſe zu ſchaffen, ſo verziehe er ihnen ſeinen Tod im voraus; und bäte ſich nur eine viertel Stunde Zeit aus, um ſich zum Tode zu bereiten. Ihre Antwort war: er habe nichts zu befürchten, es wäre Niemand, der ſich über ihn beklagte.

Joutel war damals eben nicht im Lager Larcheveque, der ſein Freund war, eilte deswegen zu ihm, um ihn zu hinterbringen, ſein Tod ſey beſchloſſen, wenn er nur das geringſte Mißvergnügen über das, was vorgegangen wäre, merken lieſſe, oder die Autorität, wel-

che ihm de la Salle gegeben, zu behaupten ſuchte; wenn er aber ruhig bliebe, ſo würde er nichts zu befürchten haben. Joutel, der von Natur eine ſehr ſanfte Gemüthsart hatte, antwortete, er würde ſich ſo verhalten, daß man damit zufrieden ſeyn würde, und er hofte, daß bisher Niemand Urſache gehabt über ihn zu klagen, und kehrte hierauf ins Lager zurück.

Sobald Dühaut ihn anſichtig wurde, ſchrie er: ein jeder müſſe nach der Reihe herum das Kommando führen. Er hatte ſich ſchon ſelbſt die Autorität eines Anführers gegeben, und der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er ſich des Vorrathshauſes bemächtigte. Er theilte es hernach mit dem Larcheveque, und ſagte, es gehöre alles ihm. In dem Magazin waren ungefähr für 30000 Livres Waaren und 25000 Livres an geprägtem Gelde und Silbergeſchirre.

Die Mörder hatten die Uebermacht und die Dreuſtigkeit auf ihrer Seite, ſie hatten gezeigt, daß ſie zu den gröſten Bosheiten fähig wären, und es unterſtand ſich daher Niemand, ſich ihnen zu widerſetzen. Es dauerte aber nicht lange, ſo kam Uneinigkeit unter ſie: ſie konnten ſich über die Theilung der Caſſe nicht vergleichen, und als ſie darüber handgemein wurden, ſo ſchoß Hiens den Dühaut mit der Piſtole durch den Kopf, daß er einige Schritte von der Stelle, wo er geſtanden, todt zu Boden

den fiel. In eben dieſem Augenblicke löſete Rütel, der Matroſe, den Joutel von den Wilden wieder gehohlt hatte, ſeine Musquete auf den Lietot. Dieſer Elende, welcher drey Kugeln im Leibe hatte, lebte noch wenige Stunden. Alſo wurden dieſe beyden Böſewichter, davon der eine den de la Salle, und der andre ſeinen Vetter ermordet hatte, ſelbſt die Opfer des Geiſtes des Aufruhrs, den ſie in dieſer unglücklichen Colonie ausgebreitet hatten.

Die Wilden wuſten nicht, was ſie von dieſen Mordthaten denken ſollten, und ärgerten ſich ſehr daran. Sie hatten Recht und konnten mit mehr Grunde die Franzoſen für Barbaren halten, als wir ſie als ſolche betrachten.

Dis war das klägliche Ende des Robert Cavelier Herrn de la Salle, eines Mannes, dem ſeine Fähigkeit, ſein großer Verſtand, ſein Muth und die Standhaftigkeit ſeiner Seele, zu großen Unternehmungen geſchickt machte, wenn er ſich nur, bey dieſen Vorzügen, hätte können zum Meiſter ſeiner finſtern und ſtorriſchen Gemüthsart machen, die Schärfe, oder vielmehr die Härte ſeines Naturels mäßigen, und den Stolz unterdrücken, mit dem er nicht nur denen, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, ſondern auch andern, die ihm gleich waren, begegnete. Das traurigſte für das Andenken dieſes Mannes iſt, daß ihn kein Menſch bedauret hat, und daß der üble Ausgang ſeiner Unternehmung ihn den Namen eines unbeſon-

nenen Wagehalſes bey denen zugezogen, die die Sachen nach dem äußern Scheine beurtheilen. Zum Unglück iſt dis gemeiniglich der gröſte Haufe, und öfters die Stimme des Publicums. Man hat auch mit Recht an ihm getadelt, daß er niemals jemanden zu Rathe gezogen, und daß er ſeine eignen Angelegenheiten durch ſeinen Eigenſinn ruinirt. (1)

So endigte ſich dieſe unglückliche Unternehmung; viele Umſtände kamen zuſammen, die verurſachten, daß ſie fehl ſchlagen muſte. Sie würde wenigſtens zum Theil die Abſicht erreicht haben, die man ſich dabey vorgeſetzt habe, wenn man, wie viele davor hielten, nur den einzigen Zweck gehabt hätte ein Etabliſſement an der Mündung des Fluſſes Mißißippi anzulegen. Es iſt ausgemacht, daß de la Salle, gleich nachher als er vom Beaujeu in der Bay St. Bernhard verlaſſen wurde, einſahe, er ſey dem [illegible]

Fluſſe,

(1) Um die erſchreckliche That des Dühaut zu beſchönigen, hat man vorzugeben geſucht: de la Salle habe mit eigner Hand den jungen Dühaut und noch verſchiedene andre getödtet, und daß die Verzweiflung und die Rache der Verſchwornen, welche von ſeiner Strenge und Ungerechtigkeit ein gleiches Schickſal befürchtet, zu dieſem Morde angereizt habe. Man muß gegen dieſe Verläumdungen deſto mehr auf der Hut ſeyn, da es gewöhnlich iſt, die Fehler der Unglücklichen zu vergrößern, und ihnen ſolche anzudichten, die ſie nicht gehabt haben.

Fluſſe, den er ſuchte, gegen Weſten, und wenn er nur die Abſicht gehabt hätte, ihn zu ſuchen, ſo würde er gleich auf der erſten Reiſe, die er zu den Cenis that, von dieſen Wilden haben Wegweiſer erhalten können, wie denn auch Joutel in der Folge welche von ihnen bekam (1), aber er war begierig ſich den Spaniern zu nähern und Nachricht von den Bergwerken von St. Barbe einzuziehen, und auch einen goldnen Berg zu finden. Weil er zu viel unternahm, ſo richtete er nicht nur gar nichts aus, ſondern verurſachte auch; daß er und alle ſeine Leute umkamen, es hat ihn daher auch niemand beklagt.

Ehe ich dieſen Brief ſchließe, ſey es mir erlaubt einige Betrachtungen über die Narrheit der Menſchen anzuſtellen.

Der Geitz der Spaniſchen Anführer muß gewiß ſehr groß geweſen ſeyn, weil er ſie reizte

(1) Herr Joutel fand den Mißißippi mit Hülfe der Wilden, die ihn zuerſt nach den Akankas und von dieſen nach Canada führten, wo er mit einem Prieſter, einem Capuciner, einem Soldaten, einem Bootsmanne, einem Bürger, und einem Wilden, welches gewiß eine ſonderbare Geſellſchaft war, ankam. Dieſe wenigen ſind von dieſer Unternehmung übrig geblieben. Der Ueberreſt der unglücklichen Colonie kam theils durch die Wilden, theils durch die Spanier um, welche diejenigen, die ſie zu Gefangenen bekamen, zur Arbeit in die Bergwerke ſchickten.

einen eingebildeten goldenen Berg zu ſuchen, unterdeſſen, daß alle Länder, die ſie erobert hatten, voll von dieſem Metalle waren. Dis beweiſet, daß alle Schätze der Welt nicht zureichen den Menſchen zu befriedigen, wenn die Begierde nach Reichthümern ſich ſeines Herzens bemeiſtert hat.

Die Spanier waren mit den Schätzen aus Peru nicht zufrieden: ſie wollten ein Dorado, das iſt, ein Land, darinn die Felſen und Steine von Gold ſind, entdecken. Die Indianer, die die Begierden ihrer Feinde zu reizen, und ſie von ihren Ländern zu entfernen ſuchten, hörten nicht auf, ihnen das Gold und die Diamanten und Perlen des glücklichen Landes, das ſie zu finden wünſchten, zu rühmen.

Die Begierde, welche ſie hatten, ſich ihren unangenehmen Gäſten befreyet zu ſehen, machte, daß ſie alles anwendeten dieſelben zu überzeugen, es gebe in der That ein ſolches Land. Die Spanier glaubten dieſe Nachrichten, weil ſie ihnen angenehm waren, und man behauptet, dis ſey der Urſprung dieſes berühmten Landes mit goldenen Bergen, davon man ſo viel in der Welt geredet hat.

Das Gerücht gieng damals, man käme über eine lange Kette von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären, in eine ſehr bewohnte Ebene, und dieſes ſey das ſo ſehr gewünſchte Land.

Der erſte, der ausgieng es aufzuſuchen, war Queſada, dieſer machte ſich mit 250 herzhaften

haften Soldaten auf den Weg. Am Tage des heil. Jacobs entdeckten ſie von der Höhe eines Berges ſehr weitläuftige Ebenen, die von weiten wie eine See ausſehen. Sie ſtiegen den Berg herunter und fiengen an, an dem Fuße deſſelben eine Stadt zu bauen, die ſie San Yago, dem Tage, an dem ſie dieſe Ebene entdeckt, zu Ehren nannten. Sie gaben ihr noch den Zunamen Cas Atalajas (1), um die Abſicht ihrer Unternehmung zu bemerken, welche war, das Dorado zu ſuchen. Dieſe Stadt ſtehet noch jetzo und zwar an dem Orte, wo ſie auf der Charte gezeichnet iſt, als ein Denkmahl, welches die Nachkommenſchaft zur Entdeckung des Landes mit goldenen Bergen anzureizen ſcheinet. Queſada gieng mit unerhörten Beſchwerlichkeiten durch den Wald l'Ayrico und kam 1543 nach Timana, nachdem er beynahe alle ſeine Leute verlohren.

In eben dem Jahre unternahm Orellana dieſe Reiſe: er gieng von Peru aus, ſchiffte den Maragnon, oder Amazonenfluß herunter, ſtieg an einem von ſeinen Ufern ans Land, und verſäumte nichts um den goldenen Berg zu finden: aber alle ſeine Mühe war vergebens, und er hatte von dieſer Unternehmung weiter nichts, als die Ehre, eine der erſchrecklichſten Reiſen,

 wo:

(1) Atalajas heißt im Spaniſchen unterſuchen oder entdecken.

wovon man jemals reden gehört, gethan zu haben. Um eben dieſe Zeit machte ſich Philip de Ure, welcher befürchtete, Queſada möchte von dieſer Entdeckung allein Nutzen ziehen, von Coro, in der Provinz Venuezuela, auf den Weg. In ſeiner Geſellſchaft waren Aquito, der Lieutenant Velalcazar und 120 Mann. Da ihn aber ein Cacique benachrichtigte, daß der größte Theil der Leute des Queſada in dieſer Unternehmung umgekommen, ſo wendete er ſich gegen Süden den Fluß Guabari herunter, und kam der Erzählung des Pater Simon und Piedrahata zufolge bis an das erſte Volk der Omaguas und zwar in ſehr kläglichen Umſtänden, aber was thut man nicht ums Gold? Auri ſacra fames quid non pectora cogis!

„Laſſet uns die größten Capitains von unſrer Nation fragen, ſagt ein Spaniſcher „Schriftſteller, laſſet uns den Engländer Keymiſe und die übrigen Anführer von ſeiner Nation „fragen (1): Meine Herren! warum unternehmet ihr dieſe Reiſe? warum ſetzt ihr euch in eure Schiffe ſo vielen Gefahren auf dem Meere „aus? Laſſet uns an den Quito, die beyden Pizares, an den Santa Fe de Bagota, die Queſadas, den Maragnon, Orellana, Meta, Barrio, und

(1) Es iſt noch nicht 100 Jahre als Keymiſe unternahm das goldene Land zu entdecken.

„ und viele andre große Capitains wenden. Warum gebet ihr euch ſo viele Mühe, wozu ſo viele „Truppen und gefährliche Reiſen in entlegene „Länder? Alle werden antworten, wir ſuchen „das berühmte und reiche Dorado, verwundert „euch nicht über unſre Unternehmungen. Iſt „es nicht natürlich, daß man ſich große Mühe „gebe, um die größten Schätze in der Welt zu „bekommen? und warum hatte Peru nöthig „ſo viel Menſchenblut zu vergießen, um ſie zu „finden?„

Es iſt nun leicht zu urtheilen, was man von einer Unternehmung halten ſoll, die zum Zweck hat, in der Ferne mit ſo vielen Gefahren und Koſten Schätze zu ſuchen, die man in der Nähe in Sicherheit ſchon hat.

Aber wozu dient es über dieſe Sache viel zu philoſophiren? die Zeit, welche ich mich noch hier aufhalte, werde ich anwenden, noch einen Brief an Sie zu ſchreiben, darinn ich Ihnen alles Merkwürdige melden werde, was ich von der Politik und Regierungsform der Völker, die dieſe Länder bewohnen, erfahren habe. Ich bin, Mein Herr ꝛc.

Von Akankas, den 29ten October 1751.

V. Brief.

An eben denſelben.

Beſchreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes.

Mein Herr!

Die Beſchreibung, die ich Ihnen jetzo von dem Charakter dieſer wilden Nation liefern werde, ſoll Ihnen, wie ich hoffe, eine allgemeine Idee, von dem Charakter aller Völker des Nördlichen Amerika geben. Sie ſind in der That in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, vornemlich in den Begriffen, die ſie von einem höchſten Weſen haben, welches ſie Coyokopchill, das iſt **der große Geiſt** oder **der Herr des Lebens**, nennen, ſehr wenig von einander unterſchieden.

Die Akankas wohnen an einem Fluſſe, der ihren Namen führet. Dieſer Fluß entſpringt in Neu Mexico, und fällt in den Mißißippi. Dieſe Wilden ſind groß und wohlgebauet, dabey tapfer, gute Schwimmer, ſehr geſchickt zur Jagd und zum Fiſchen, und den Franzoſen ſehr ergeben, wovon ſie bey vielen Gelegenheiten Beweiſe geben.

Ich

Ich habe in meinem letzten Briefe eines alten Wilden Erwehnung gethan, der den M. de la Salle geſehen hatte. Dieſer gute Wilde verſicherte mich: er habe von der Zeit an eine große Hochachtung gegen die Franzoſen gefaßt: die Franzoſen wären die erſten weißen Menſchen geweſen, die er geſehen, und er hätte ſie hernach jederzeit ſeiner Nation empfohlen, und dieſe, als ihr Oberhaupt angehalten, niemals andere Europäer, als die Franzoſen für Alliirte zu erkennen. Dieſe Empfehlung machte den Franzoſen die ganze Nation zu Freunden, und haben ſie ſich nachmals nicht in die Verſchwörung wider ſie, die die Natches angezettelt, einlaſſen wollen. Dieſe Gerechtigkeit bin ich der guten Nation ſchuldig, welche in einen beſtändigen Krieg mit den Tchicachas, die die Natches aufgenommen, verwickelt ſind.

Das Land der Akankas iſt eins der fruchtbarſten in der Welt, und der Boden iſt hier ſo gut, daß er das Europäiſche Korn, alle Arten von Hülſenfrüchten, und viele andre Gewächſe, die in Frankreich unbekannt ſind, beynahe ohne Cultur hervorbringt. Wildpret von aller Art, als wilde Ochſen und Ziegen, Hirſche, Bären, Tyger, Leoparden, Füchſe, wilde Katzen, Kaninchen, indianiſche Hähne, Birkhüner, Faſanen, Rebhüner, Wachteln, Turteltauben, Störche, wilde Enten, Gänſe, Waſſerhüner, gelbe Kybitze, Becaßinen, Amſeln, Staare und andre Vögel, die man

in

in Europa nicht kennet, findet man hier im Ueberfluß.

Als ich bey den Akankas ankam, empfiengen mich die jungen Krieger mit dem Tanze der Friedenspfeife. Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß bey dieſen Völkern nichts wichtiges ohne Tanzen geſchicht. Sie haben Tänze der Religion, der Geſundheit, des Vergnügens, der Feierlichkeiten des Krieges, des Friedens, der Heirathen, des Todes, des Spiels, der Jagt und der Unkeuſchheit, welche letztere, ſeit unſrer Ankunft in Amerika, abgeſchaft ſind.

Der Tanz der Unkeuſchheit wurde des Nachts insgeheim bey dem Scheine eines großen Feuers gehalten. Alle die, welche in dieſe ſchlüpfrige Geſellſchaft kamen, waren verbunden an den Pfoſten zu ſchlagen (1), das heißt: zu ſchwören, daß ſie nichts von dem allen entdecken wollten, was ſie auf dieſem liederlichen Balle ſehen oder thun würden. Die Tänzer von beiderley Geſchlecht erſchienen hier ganz

(1) Wenn die Wilden ſchwören, ſo ſchlagen ſie mit einer Keule an einen Pfoſten, erinnern ſich der tapfern Streiche, die ſie im Kriege gethan, und verſprechen dabey ihr Wort heilig zu halten. Ein auf dieſe Art geſchworner Eyd iſt bey ihnen unverletzlich. Ein Cacique ſchwört, wenn er Oberhaupt wird, ſeine Nation wohl zu regieren, und ſchlägt an den Pfeiler, und er kann zu dieſer Würde nicht gelangen ohne dieſen Eyd zu ſchwören.

ganz nackend mit unehrbaren Stellungen und Gebehrden, ſie ſangen dabey unverſchämte Lieder, mit deren Ueberſetzung Sie mich verſchonen werden, ob es gleich bey ihnen nur Galanterien waren.

Unter denen Akankas giebt es ſehr geſchickte Leute, die ſelbſt unſre Taſchenſpieler in Verwunderung ſetzen würden. Ich habe einen geſehen, der in meiner Gegenwart ein Stück machte, welches ihnen unglaublich vorkommen wird. Ein Gauckler, nachdem er verſchiedene Poſituren gemacht, verſchluckte eine Ribbe von einem Hirſche, die 17 Zoll lang war, und zog ſie hernach mit ſeinen Fingern wieder aus dem Magen. Dieſer Akankas gieng auch nach Neuorleans, ſeine Geſchicklichkeit dem Gouverneur und den übrigen Officiers der Garniſon zu zeigen; dies nennen die Wilden ein Arzt ſeyn.

Die Art, wie die Akankas den Krieg ankündigen, iſt folgende. In der Cabane ihres Oberhauptes wird ein Feſt gehalten, daran Hundefleiſch gegeſſen wird, welches die vornehmſte Speiſe der Krieger iſt, denn weil der Hund ſo tapfer iſt, daß er ſich für ſeinen Herrn todt ſchlagen läßt, ſo glauben ſie, ſein Fleiſch müſſe Stärke geben. Es wird auch derjenige, welcher den Feinden einen Hund tödtet, gleich zum Krieger erklärt; er muß aber das Fell von dem Kopfe des Hundes, den er getödtet, bringen, gleich als ob er den Kopf eines Feindes bräch-

brächte, ohne dieſes wird ihm nicht geglaubt. Die Wilden halten viele Hunde, ſo wol zur Jagd, als auch ſie vor Ueberfälle von ihren Feinden zu bewahren.

Nach dieſem Feſte, davon ich oben geredet habe, verſammlet der Anführer die Krieger.

Die Verſammlung wird mitten im Dorfe, in einer dazu beſtimmten Cabane, die ſie die Cabane des Raths nennen, gehalten. Der Anführer und die Angeſehenſten ſetzen ſich nach ihrem Range auf Matten oder Tygerfelle. Wenn ſie ſich geſetzt haben, ſo tritt der Sprecher in die Mitte der Verſammlung, und hält mit lauter Stimme eine Rede: er ſtellet ſeiner Nation vor, daß es ihr ſchimpflich ſeyn würde, die Beleidigung nicht zu rächen, welche ihn von dem und dem Volke angethan worden, wenn ſie dieſes nicht ahndeten, ſo würde man ſie als Weiber anſehen (1). Alſobald giebt die ganze Verſammlung ihren Beyfall, indem ſie ausrufen: Heu! Heu! Hierauf nimmt der Anführer einen Bündel Stöcker, und trägt ihn in der Verſammlung herum; wer mit zu Felde gehen will, ziehet einen heraus, und dis iſt ihre Werbung.

Den nächſten Tag darauf gehen die Weiber im Dorfe herum und ſchreien: „Ihr Jüng-

„linge

(1) Wenn man einen Wilden ein alt Weib nennt, ſo iſt dieſes eine Beſchimpfung, und bedeutet einen Menſchen ohne Herz und Muth.

„linge und Krieger, die ihr Stöcker gezogen, „gehet in den Krieg, rächet den Tod unſrer „Anverwandten, unſrer Bundesgenoſſen und „Freunde, und kommt nicht eher wieder, bis „ihr vom Blute unſrer Feinde beſpritzt ſeyd, „und uns ihre Haare (1) bringt.

Hierauf verſammlen ſich alle, die Stöcker gezogen, im Hauptquartier. Ein junger Wilder mahlt alsdenn eine rothe Keule. Dieſe Keule wird auf die Gränze des feindlichen Landes getragen, wo man einen Einſchnit an einem Baume macht, und daran mit roth zwey Pfeile mahlt. Dis iſt bey ihnen das Symbolum des Krieges: die rothe Farbe bedeutet, daß die Nation nichts als Rache athmet, und nicht eher beſänftiget werden kann, bis ſie das Blut ihrer Feinde vergoſſen.

Ehe ſie zu Felde ziehen, ruft das Oberhaupt der Nation noch eine Verſammlung zuſammen, darauf gewöhnlich ein Feſtin folgt, zu dem die Bundesgenoſſen eingeladen werden. Der

(1) Die Wilden haben die Gewohnheit ihren Feinden, die ſie im Kriege tödten, die Haut mit den Haaren vom Kopfe abzuziehen, und ſie rechnen den Verluſt derſelben nach der Anzahl von dieſen Häuten, die ſie, als Siegeszeichen, an einer Stange mit nach Hauſe bringen. Wir bezahlen ihnen gewöhnlich für jedes ſolches Fell von unſern Feinden, auf Rechnung des Königs, zehn Thaler an Kaufmannswaaren.

Der Anführer biethet dabey den Alliirten ein Bund Stöcker dar, um ſie anzuwerben, daß ſie als Hülfsvölker mit zu Felde gehen. Am Ende des Schmauſes wird getanzt und der Kriegsgeſang geſungen (1). Dieſer Tanz, bey dem alle junge Leute roth gemahlt ſind, iſt ſehr artig anzuſehen. Der, welcher den Ueberfall tanzt, lauert in einer gekrümmten Stellung auf ſeinen Feind, und fällt auf einmal, mit der Keule in der Hand, und einem grauſamen Geſchrey, als ob er wirklich im Treffen wäre, über ihn her. Sein Mittänzer fällt zur Erde, als ob er vom Bliß gerührt ſey, und zittert mit allen Gliedern, wie einer der von der Epilepſie befallen wird. Alsdenn ſtellt der andere im Tänze die Art vor, wie man dem Feinde die Haut vom Kopfe zieht. Dis geſchiehet mit einem Meſſer, welches er in der Hand hält; er macht damit einen Einſchnitt über die Stirn und um den Hals des Feindes, löſet die Haut mit ſeinen Nägeln, die ſehr lang ſind, ab, ſeßt ſeine Knie gegen die Schultern des

(1) Der Kriegsgeſang lautet alſo: "Ich gehe in "den Krieg, den Tod meiner Brüder zu rächen, "ich will die Feinde tödten, und ihr Land plündern und verbrennen, ich will ſie zu Sclaven "machen und ihr Herz eſſen, und ihr Fleiſch "dörren, ich will ihr Blut trinken, ich will ihre Haare zu Hauſe bringen, und aus ihren "Hirnſchalen Trinkgeſchirre machen u. ſ. w.

des Feindes und reißt ihn mit einem ſtarken Zuge die Haut mit den Haaren vom Kopfe. Alles dieſes wird unter Singen und Tanzen nach dem Schall einer Trommel und eines Chichikois (1), womit der Tact angegeben wird, vorgeſtellet.

Die Wilden gehen niemals zu Felde, ohne vorher ihren Manitu (2) zu befragen. Von dieſem kommen, wie ſie glauben, alle ihre guten und böſen Schickſale her. Wenn ein Manitu ihnen nicht günſtig geweſen iſt, ſo verlaſſen ſie ihn ohne Umſtände und nehmen einen andern. Der Anführer hält vorher, ehe er in den Krieg gehet, ein ſehr ſtrenges Faſten, und während dieſer Zeit iſt ſein Leib ſchwarz angemahlt, nach dem Faſten wäſcht er ſich ab, und mahlt den Leib und das Geſicht roth. Er hält alsdenn noch eine Rede an ſeine Krieger, in Gegenwart ihres Abgottes, und darauf macht ſich ein jeder zum Abmarſche fertig. Zuweilen führen ſie 4 bis 5 Meilen weit von ihrem Lande Krieg. Ihre Kriegsbagage beſtehet in einem Bärenfelle, darauf ſie ſchlafen, einem Ochſenfelle, damit ſie ſich bedecken, einem Ty-

ger:

(1) Dis iſt eine Art Becken. Sie legen Körner von Glaß darinn, und binden Schellen an die Beine.

(2) Eine Gottheit der Indianer. Sie nehmen dazu oft eine ausgeſtopfte Rabe, oder eine Schlange, auch wol Amphibien und vierfüßige Thiere.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

gerfelle, welches ihnen zum Sacke dienet, ihre Tobackspfeiſe darinn zu ſtecken, und einer kleinen Axt, damit ſie ihre Hütten machen.

Ihre Kriegsrüſtung beſtehet in einer Flinte, einem Ochſenhorn zum Pulver, welches ſie mit einem Riemen über die Schultern hängen, daran ein lederner Beutel iſt, worinn ſie ihre Kugeln, Feuerſteine und Flintenkrätzer haben. Ueberdas führen ſie einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, welche ſie zur Jagd brauchen. Sie ſchießen, wenn ſie mit ihren Nachbarn Krieg führen, auf der Jagd niemals mit der Flinte, aus Furcht, daß ſie der Knall entdecken möchte. Sie bereden ſich unter ſich über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Feinde überfallen wollen, denn die Wilden ſuchen ihren Ruhm in der Geſchicklichkeit auf dieſe Art Krieg zu führen, welche beynahe jedesmal denen fatal iſt, über die es hergehet.

Um Lebensmittel bekümmern ſie ſich ſehr wenig; ein jeder verſorgt ſich mit einem kleinen Sacke voll Mehl von indianiſchem Korn oder gemahlnen Mahis, beynahe wie wir den Caffe mahlen. Wenn ſie der Hunger quält, ſo nehmen ſie hiervon einen Löffel voll und rühren es mit Waſſer ein. Dis genießen ſie nur, wenn der Feind in der Nähe iſt.

Obgleich die Wilden oft drey oder vier Tage zubringen ohne zu eſſen, ſo macht ſie dieſes doch nicht untüchtig ihren Marſch fortzuſetzen. Sie gürten ſich einen Riemen um den Leib und ſchnü-

ſchnüren dieſen täglich enger zuſammen; mit einem Worte: ſie ſind unermüdet.

Wenn die Wilden einen Vortheil über ihre Feinde erhalten haben, ſo gehen gleich einige junge Krieger ab, dieſe Nachricht in ihren Flecken zu bringen. Sie kündigen ſich durch ein gewiſſes Geſchrey an, welches zum voraus die Anzahl der Gefangenen, der Todten und der Kopfhäute, welche ſie mitbringen, bekannt macht. Alſobald ſetzen ſich die Weiber in Bereitſchaft die Gefangenen oder Sclaven mit Stockſchlägen zu empfangen. Sie haben überdas das Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu ſprechen, die man gebunden und ſchwarz angemahlt zu ihnen bringt (1). Die, welche ihre Männer oder Söhne verlohren, können ſich an ihre Stelle aus den Gefangnen einen erwählen. Sobald ſie ihn zum Manne oder zum Sohne angenommen, wird er für frey erklärt.

Die übrigen, welche auf dieſe Art nicht gewählt ſind, verbrennt man lebendig bey langſamen Feuer. Sie werden an ein Viereck (2) gebunden und ihnen die Köpfe geſchunden: alsdenn üben alle junge Leute ihre Grauſamkeit an

 die=

(1) Die, welche nicht ſchwarz bemahlt ſind, werden verbrannt, wenn ſie nicht von den Weibern gewählt werden.

(1) Man nennet ſo einen Galgen, und läßt die Gefangenen darum herum tanzen und ſingen.

dieſen Unglücklichen aus, welche die allerer-ſchrecklichſten Martern, ohne ſich zu beklagen, erdulden. Sie ſingen im Gegentheil bis ſie ſterben, und rühmen ſich, daß ſie wahre Menſchen ſind, und weder den Tod noch das Feuer fürchten. Sie verſpotten ſogar ihre Peiniger und ſagen ihnen: ſie quälten ſie nicht genug, wenn ſie ihnen in die Hände gefallen wären, ſo würden ſie weit ärger mit ihnen umgegangen ſeyn. Sie zeigen ihnen die empfindlichſten Stellen und befehlen ihnen, ſie da zu brennen. Ich muß noch anmerken, daß ſie, wenn ſie gegen die Feinde ausziehen, ſich den Leib und das Geſicht ſehr ſorgfältig roth mahlen, ſo, daß ſie, wenn ſie mit ſchrecklichem Geſchrey über die Feinde herfallen, wie ein Trup böſer Geiſter ausſehen, die eben aus der Hölle gekommen ſind (1). Sie ſind gütig gegen ihre Freunde, aber auſſerordentlich grauſam gegen ihre Feinde.

Was ihre Religion betrift, ſo glauben ſie einen großen Geiſt, den ſie unter der Geſtalt einer Schlange, oder eines Crokodills anbeten, und ihm dienen. Sie fürchten ſich vor den Teufel und nennen ihn einen böſen Geiſt. Sie be-

(1) Alle Wilden von beyderley Geſchlechte haben kein Haar am ganzen Leibe außer auf dem Kopfe. Sie ſagen, wir glichen hierin den Thieren, wie auch darinn, daß wir Kräuter und Sallad eſſen

beten auch Sonne und Mond an. Wenn es donnert, ſo glauben ſie, der Herr des Lebens ſpreche mit ihnen im Zorne.

Ich kann meinen Brief nicht ſchließen ohne Ihnen einen kleinen Vorfall zu erzählen, der Ihnen ſonderbar ſcheinen wird, der aber, ſo unbeträchtlich er auch iſt, mir bey meinem Aufenthalte in Amerika ſehr nützlich ſeyn kann. Die Akankas haben mich unter ihr Volk aufgenommen, mich für einen Krieger und Anführer erklärt, und mir das Zeichen, welches dieſe führen, gegeben. Dis iſt ein Bock, den ſie mir auf eine Lende eingeritzt. Ich habe mich dieſer ſchmerzhaften Operation geduldig unterworfen. Man gieng hierbey folgender Geſtalt zu Werke: man ließ mich auf eine Tygerhaut niederſetzen; ein Wilder rührte verbrannt Stroh in Waſſer ein und zeichnete mir den Hirſchbock damit auf die Lenden. Hernach ritzte er dieſe Zeichnung mit großen Nadeln in die Haut, bis das Blut darnach kam, und das Blut, mit der Aſche des verbrannten Strohes vermiſcht, macht eine Beitze, die niemals wieder ausgeht. Hernach muſte ich aus ihrer Friedenspfeife rauchen, man breitete weiße Felle vor mir aus, über die ich gehen muſte. Sie tanzten um mich herum und machten ein Freudengeſchrey, und ſagten mir: ich könnte zu allen ihren alliirten Völkern gehen, und ihnen die Friedenspfeiſe und mein Zeichen zeigen, ſo

würden mich alle freundſchaftlich aufnehmen: ich wäre ihr Bruder, und wer mich tödtete, den würden ſie wieder tödten. Und nun bin ich ein edler Akankas. Die Nation glaubt mir durch dieſe Handlung alle Ehre erwieſen zu haben, die ſie einem Vertheidiger ihres Landes erweiſen könnten. Was mich betrift, ſo ſehe ich ſie beynahe eben ſo an, als die, welche den Marſchall Richelieu widerfuhr, als er in das güldne Buch der Republik Genua, unter die Edlen Genueſer, eingeſchrieben wurde. Es iſt zwar einiger Unterſchied zwiſchen dieſer Einſchreibung, und der Operation, die man an mir vollzogen: denn ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſchmerzhaft ſie für mich war: ich that mein möglichſtes um mir nichts merken zu laſſen, und ſcherzte mit den Weibern der Akankas, die zugegen waren. Die Zuſchauer erſtaunten über meine Unempfindlichkeit, tanzten mit einem Freudengeſchrey um mich her, und ſagten: ich wäre ein wahrer Menſch. Der Schmerz war mir aber doch ſehr empfindlich und ich habe beynahe 8 Tage das Fieber davon gehabt. Sie können nicht glauben, wie ſehr mir dis Volk ſeit der Zeit ergeben iſt.

Dis iſt alles was ich Ihnen von dieſer Nation zu berichten weiß: wir hoffen mit dem Anfange des Novembers von hier abzugehen, und unſre Reiſe zu den Illinois fortzuſetzen. Da die Jahrszeit ſchon ſehr fortgerückt iſt, und wir noch 300 Meilen bis nach Neu-Frankreich

zu

reiſen haben, ſo müſſen wir befürchten, daß uns das Eis unterweges aufhält, und wir genöthigt werden, den Winter wo ſtille zu liegen. Wir müſſen uns hier wegen des Zwiebacks, der zu einer ſo langen Reiſe nöthig iſt, aufhalten. Denn in dieſer Jahrszeit haben wir die Ströhme und die Nordwinde wider uns. Allem Anſcheine nach werde ich Ihnen nicht eher wieder ſchreiben können als bis künftiges Jahr. Ich ſchicke dieſen Brief mit einem Fahrzeuge nach Neuorleans, welches um die Zeit da ankommen muß, da ein königlich Schiff nach Frankreich abgehet, und ich wünſche, daß Sie mein Brief daſelbſt geſund antreffen möge. Geben Sie mir öfters Nachricht von Ihrem Befinden. Dis wird für mich das gröſte Vergnügen ſeyn. Ich bin ꝛc.

Aus dem Lande der Akankas den 6ten Novemb. 1751.

N. S.

Ich habe bey dieſem Volke einen halb Wilden angetroffen, und von ihm erfahren, daß er der Sohn des Nieder-Bretagniſchen Bootsmann Rutel ſey, von dem ich oben geredet, und der ſich verlohren, als M. de la Salle im Jahr 1682 den Mißißippi herunter ſegelte.

Dieſer halb Wilde erzählte mir, ſein Vater ſey von den Cenis gefunden und freundlich aufgenommen worden: er habe eine von ihren Töchtern geheyrathet, und ſey von ihnen für einen Krieger erklärt, weil er in einer Schlacht der Cenis mit ihren Feinden, dieſe mit ſeiner Flinte, deren Würkung ihnen gänzlich unbekannt war, erſchreckte und in die Flucht trieb.

Dieſer Rütel hatte hernach die Cenis gelehrt ihre Piroguen oder Canots mit Segeln und Rudern zu regieren, und ſie dadurch in den Stand geſetzt eine kleine feindliche Seearmee zu ſchlagen. Dieſe neue Art zu ſchiffen, welche der Nation bis dahin unbekannt geweſen war, erwarb dem Nieder-Bretagniſchen Bootsmanne die Dankbarkeit und Hochachtung dieſer Völker: ſie betrachteten ihn als den größten Mann in der Welt; und vielleicht war der berühmte Ruiter, der aus einem Bootsknechte Admiral der vereinigten Niederlande geworden, in ſeinem Vaterlande nicht höher geachtet, als Rütel bey den Cenis.

VI.

VI. Brief.

An eben denſelben.

Erzählung deſſen, was dem Autor auf ſeiner Schiffart nach Neu-Frankreich begegnet. Schiffbruch des S. Louis, eines königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben.

Mein Herr!

Endlich bin ich Gottlob! auf dem Fort Chartres angelanget, nachdem ich auf meiner langen und beſchwerlichen Reiſe viele Gefahren ausgeſtanden. Wir giengen von den Akankas den 7ten November hierher ab, und ſind beynahe 300 Meilen gereiſet, ohne ein Dorf oder Plantage zu Geſichte zu bekommen. Da dieſer Strich Landes gänzlich unbewohnt iſt, ſo trift man darinn ganze Heerden wilder Ochſen, Hirſche, und wilde Ziegen vornemlich in dieſer Jahrszeit, darinn die Waſſer niedrig ſind, an. Dieſe Thiere kommen in großen Haufen zum Fluſſe um zu trinken, und wir haben ihrer viele vom Schiffe geſchoſſen, wie auch einige Bären und Hirſche. Die wilden Akankas vermieten ſich gewöhnlich zu dieſer Reiſe bey den

Franzoſen, und erhalten ſie von der Jagt. Dieſe Jäger gehen des Morgens in ihren Pirosguen voraus, und ſchießen die wilden Ochſen am Ufer, und das Geſchwader, welches folgt, nimmt das Fleiſch von den Ufern, wo ſie es zubereitet finden, in die Schiffe ein.

Die Wilden verſäumen niemals, das Eingeweide und die Zunge von den Ochſen, die ſie geſchoſſen, dem Kommandanten und übrigen Officiers zum Geſchenk zu bringen. Hernach theilt ein Unterofficier das Fleiſch unter die Soldaten auf jedem Schiffe aus: zuweilen bekommen ſie es im Ueberfluſſe, und alsdenn kochen ſie Kraftſuppen davon. Man wird wegen der Beſchwerlichkeit der Reiſe durch das Vergnügen der Jagt ſchadlos gehalten. Das Wildpret iſt um den Fluß S. Francois ſo häufig, daß wir, als wir an ſeinen Ufern ſtille lagen, vor der Menge Störche, Kraniche, Truppen, Gänſe und Endten, die des Nachts hier zum Waſſer kamen, unmöglich ſchlaffen konnten. Wenn man in die Nähe von Neu-Frankreich kommt, ſo ſiehet man des Tages ganze Wolken von Turtel- und wilden Tauben und, was vielleicht unglaublich ſcheinen wird, ſie verdunkeln ſogar die Sonne. Da dieſe Thiere nur von Buchnüſſen und Eicheln leben, ſo ſind ſie, vornemlich im Herbſt, unvergleichlich, und man ſchießt ihrer zuweilen 80 mit einem Schuß. Es iſt ewig ſchade, daß ein ſo

ſchö-

ſchönes Land nur von wilden Thieren bewohnt wird.

M. de Macarti, ein Irrländer von Geburt, der Kommandeur des Geſchwaders war, entſchloß ſich, weil er einige Anfälle vom Podagra bekommen, und fürchtete unterweges überwintern zu müſſen, vor der übrigen Flotte voran zu gehen, als wir in der Nähe der Vereinigung der beiden Flüſſe des Mißißippi, noch 30 Meilen vom Orte unſrer Beſtimmung waren. Zu dem Ende nahm er die beſten Ruderer von unſern Schiffen auf das ſeinige, und ließ die übrigen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, in den gemeſſenen Befehlen des Marquis von Vaudreuil zuwider, hinter ſich. Durch dieſe Unordnung, welche ſogar dem natürlichen Geſetze zuwider war, das uns lehret, einer dem andern in Anfällen der Feinde, oder andern Unglücksfällen, beyzuſtehen, würde das Unglück verurſacht, welches dem Fahrzeuge S. Louis, auf dem ich mich befand, zuſtieß. Es blieb nemlich auf einer Sandbank ſitzen, und man ſahe ſich genöthigt, es beynahe ganz auszuladen, um es wieder flot zu machen. Dis nahm zwey Tage Zeit weg, und verhinderte mich, das Geſchwader wieder einzuholen.

Um das Unglück vollkommen zu machen, ſtieß unſer Schiff, drey Tage nachher, als wir nur noch 14 Meilen bis zum Lande der Illinois hatten, an die Wurzel von einem Baume, die in dem Mißißippi ſehr häufig ſind, und bekam von die:

dieſem Stoße ein ſo großes Loch, daß es in weniger als einer Stunde Zeit zu Grunde gieng. Ich verlohr in dieſem Zufalle meine ganze Equipage, und wäre beynahe ſelbſt umgekommen. Ich war in eine Pirogue geſprungen, welche man aber mit dem, was aus dem Schifbruch war gerettet worden, ſo ſchwer beladen hatte, daß ſie umſchlug. Einige Soldaten erſoffen, und ich würde eben dis Schickſal gehabt haben, wenn mich nicht ein edelmüthiger Akankas errettet hätte. Dieſer ſprang, der rauhen Jahrszeit ungeachtet, ins Waſſer, und zog mich bey meinem Oberrock heraus.

Nach dieſen Unglücksfällen bin ich endlich auf dem Fort Chartres angekommen. Ich war nicht lange da geweſen als ich ein Zeuge einer Begebenheit ſeyn muſte, die unglückliche Folgen hätte haben können. Die Pehenguichias und die Ouyatanons, hatten ſich, auf Anſtiften der Engländer verſchworen, fünf franzöſiſche Dörfer, die in dem Lande der Illinois angebauet ſind, gänzlich zu ruiniren. M. de Macarty hatte mich abgeſchickt Quartier für einige Truppen zu machen, die man mit einer Convoye erwartete. Die Wilden hatten ſich vorgenommen, ihren Streich auszuführen, ehe dieſe Truppen ankämen. Ich befand mich um dieſe Zeit im Lande der Kaskakias, wo M. Montcharvaux kommandirte, der die Abſichten dieſer Barbaren nicht ergründen konnte. Sie hatten ſich in den Häuſern der Einwohner ausge-

gebreitet, und ihre übermäßigen Liebkoſungen und Schmeicheleien verurſachten, daß man ſich an das Blutbad der Natches erinnerte, und einen Verdacht auf ſie warf.

Bey Gelegenheiten von dieſer Art fühlet ein kommandirender Officier die ganze Laſt ſeines Amtes. M. de Montcharvaux verlohr dabey den Muth nicht, und M. de Grüiſe, ein ſo tapfrer als vernünftiger Officier, unterſtützte ihn. Er hielt eine Rathsverſammlung mit den klügſten Einwohnern des Ortes, und that mir die Ehre mich dazu einzuladen, ob dis gleich mehr aus Höflichkeit als aus Nothwendigkeit geſchahe: denn ich war erſt angekommen, und kannte alſo den Ort ganz und gar nicht. Doch unterſtehe ich mich zu behaupten, daß er ſich bey meinem Rathe, ſo ſimpel dieſer auch war, nicht übel befand. Meine Meynung war: man müſſe, um hinter die Abſichten der Verſchwornen zu kommen, ganz vertheidigungsweiſe gehen, ohne ſich merken zu laſſen, daß man den geringſten Verdacht geſchöpft habe; zu dem Ende mochte man einige Einwohner zu Pferde und mit ihren Flinten, als ob ſie auf die Jagd wollten, aus der Stad ſchicken, und dieſen anbefehlen, daß ſie die umliegenden Oerter auskundſchaften, und hernach in vollem Gallop wieder in die Burg herein gejagt kommen ſollten, als ob es etwas neues gebe. Dieſes würde einen blinden Lerm verurſachen, und alsdenn dürfte man nur auf die

Geſichter der Wilden acht geben, die ſich gewiß ſelbſt verrathen würden. Man folgte dieſem Rathe, und die Wilden wurden dadurch verführt zu glauben, die Franzoſen hätten ihre Verſchwörung entdeckt. Sie hatten ſich vorgenommen, ihren Streich am erſten Weihnachtstage, wenn die Franzoſen aus der Hochmeſſe kommen würden, auszuführen. Sie hatten ſich ſehr genau nach dieſem Tage erkundigt, indem ſie, nach ihrer Art, gefragt, wenn der Tag wäre, an dem der Sohn des großen Geiſtes in die Welt gekommen.

Sobald ſie glaubten entdeckt zu ſeyn, waren ſie auf die Flucht bedacht. Wir gaben ſogleich Feuer auf ſie, und ſchoſſen 22 von ihnen todt. Ein Sergent, mit Nahmen la Jeuneſſe, der ein Creole und guter Jäger war, erſchoß ihrer 4 vor meinen Augen. M. de Grüiſe griff die an, welche in das Kloſter der Jeſuiten geflüchtet waren, verwundete viele von ihnen, und bekam 5 lebendig gefangen, unter denen ein Illinois war. Dieſe wurden ſogleich in Ketten gelegt.

M. de Macarty ſchickte hierauf alſobald einen Courir nach Neuorleans, den Marquis von Vaudreuil von dieſem Vorfalle zu benachrichtigen: welcher die Ordre gegeben, die Gefangenen ihren Landesleuten wieder auszuliefern, die mit Thränen und der Friedenspfeiſe in der Hand kamen, und die Verſchwörung leugneten, mit dem Vorgeben: ihre Leute hätten

ten den Verſtand verlohren, und die Engländer hätten ihnen denſelben genommen. Sie haben den Frieden mit vieler Dankbarkeit angenommen, und jetzo iſt alles ſtille. Doch hat man den Einwohnern, aus Vorſicht, befohlen, ihr Gewehr mitzunehmen, wenn ſie in die Meſſe gehen, und der Officier von der Wache hat Ordre zwey Schildwachen, während des Gottesdienſtes, an die Kirchthüren zu ſtellen.

Ich darf nicht vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß dis alles vorgegangen, ohne daß von unſrer Seite ein Mann dabey verlohren oder verwundet worden, denn die Wilden warfen, um deſto beſſer laufen zu können, ihre Schilde und Keulen weg. Der Kommandant M. de Montcharvaux und der Major de Grüiſe haben durch ihre Sorgfalt dieſer Verſchwörung vorgebeuget, als ſie ſchon auf dem Punkt war auszubrechen. Nun bin ich wieder auf dem Fort Chartres, wo wir ein ſehr ruhiges Leben führen. Und da ich Ihnen keine wichtige Neuigkeiten zu erzählen weiß, ſo will ich Ihnen einige kleine Geſchichten erzählen, die Ihnen vielleicht Vergnügen machen werden, und die Ihnen einen Begriff von dem Charakter unſrer Wilden machen können.

Ich hatte auf dieſen Winter einen Wilden aus dem Dorfe der Mitchigamias zu meinem Jäger gemiethet. Eines Tages hatte er viel Wildpret geſchoſſen, und gieng, anſtatt es mir

zu

zu bringen, damit zu den Franzoſen, und verhandelte es an dieſe, die ihm dafür ſo viel Brandtwein gaben, darinn er ſich bis zum Unſinn beſoffen hatte. Als er in dieſem Zuſtande in meine Wohnung kam, ſo empfieng ich ihn ſehr übel, nahm ihm die Flinte, die ich ihm gegeben, und ſtieß ihn zur Thür heraus. Nichtsdeſtoweniger drang er ſich wieder in meine Küche, legte ſich darinn hin, und wollte ſich nicht heraus jagen laſſen. Als er den Rauſch ausgeſchlafen, ſo ſahe er ein, daß er einen großen Fehler begangen, und um dieſen wieder gut zu machen, erwiſchte er eine Flinte und Pulver und Bley, und ſchlich ſich weg. Den folgenden Tag kam er wieder, und trat ganz herzhaft mit Wildpret beladen in mein Haus. Um ſeinen nackten Leib hatte er einen Riemen geſchnallt, und die Köpfe des Federwildprets, das er geſchoſſen, dadurch gezogen. Als er mitten in mein Zimmer getreten, ſo ſchnallte er den Riemen los, und ließ das Wildpret auf die Erde fallen. Hernach gieng er bey mein Kaminfeuer, zündete ſeine Pfeiſe an, und überreichte ſie mir, mit folgenden Worten, zum rauchen: „Es iſt wahr, ich hatte geſtern den „Verſtand verlohren, aber ich habe ihn wie„der gefunden, ich bekenne meinen Fehler und „bitte dich, ihn mir zu verzeihen. Ich hatte „die Begegnung verdient, die mir widerfuhr, „als du mich aus deinem Hauſe ſtieſſeſt, aber „du haſt wohl gethan, daß du mich haſt laſ-

„ſen

„ſen wieder herein kommen; denn wenn es die „übrigen Wilden erfahren hätten, ſo würden „ſie mir beſtändig, bey den geringſten Streitigkeiten, vorgeworfen haben, ich ſey von „dem Officier **die große Naſe** (1) weggejagt „worden.„

Viele Europäer machen keinen Unterſchied zwiſchen einem Wilden und einem Vieh, und glauben, dieſe Menſchen hätten weder Witz noch Verſtand. Nichtsdeſtoweniger zeigt der Vorfall, den ich eben erzählt habe, und viele andre genugſam, daß dieſe Völker Empfindung von Ehre und Schande haben, ſie ſehen es ſehr wohl ein, wenn ſie Unrecht haben, und wiſſen es, wenn ſie böſes thun. Es giebt Völker in Europa, bey denen man eben ſo lächerliche und auch barbariſche Handlungen ſiehet, als bey den Amerikanern.

Um wieder auf meinen Jäger zu kommen, ſo wiſſen Sie ſo gut als ich, daß die Trunkenheit einen Menſchen zum Vieh macht, und daß dieſes Laſter, ſelbſt bey einem Franzoſen, ſchwer abzulegen iſt. Die Wilden ahmen dieſe ſehr leicht im Saufen nach und ſagen, ſie hätten

das

(1) Dis war ein Zuname, den mir die Wilden gegeben, um mich von den übrigen Officiers zu unterſcheiden. Sie geben einem jeden Officier Beynahmen, die ſich auf die guten oder böſen Eigenſchaften beziehen, welche ſie an ihnen bemerken.

das Trinken des Feuerwaſſers (1) von den Weißen gelernt.

Eines Tages fand mein Wilder die Thür des Königl. Magazins offen: er ſchlich ſich wie eine Schlange hinein, öffnete den Hahn an einem Faß mit Brandtwein, um ſich eine Bouteille zu füllen, und ließ die Hälfte davon auslaufen. Dieſer Umſtand nöthigte mich ihn abzuſchaffen. Weil er aber doch ein guter Jäger war, und keinen andern Fehler hatte, ſo übernahm ich es, auf Bitte ſeiner Frau, ihn, mit ihrer und ſeiner Verwandten Hülfe, von dieſem Laſter zu curiren. Als er ſich einſtmals ſehr betrunken hatte, und gern noch mehr Brandtwein trinken wollte, ſo ließ ich ihm ſagen: ich hätte Brandtwein, ich wäre aber ſehr geizig damit. Alsbald kam er, und bat mich darum: ich gab ihm zur Antwort: ich hätte zwar Brandtwein, aber ich gäbe ihn nicht umſonſt weg. Er erwiederte, er wäre arm, wenn ich aber ſeine Frau annehmen wollte, ſo wollte er mir dieſe auf ein Monat leihen. Ich ſtellte ihm vor: die Officiers der weißen Krieger kämen nicht zu den rothen Leuten, um bey ihren Weibern zu ſchlafen, wenn er mir aber ſeinen Sohn verkaufen wollte, ſo würde ich dieſen gern zum Sclaven annehmen, und wollte ihm ein Faß Brandtwein davor geben. Wir ſchloſſen

(1) So nennen ſie den Brandtewein.

ſen unſern Handel in Gegenwart einiger Zeugen und er überlieferte mir ſeinen Sohn.

Ich muſte anfänglich nicht wenig über dieſes Luſtſpiel lachen. Ich gab ihm, noch über unſern Kauf, Brandtwein zu trinken, darinn man langen Pfeffer gethan hatte. Nachdem er davon getrunken hatte, ſo band man ihn und ließ ihn liegen. Als er den Rauſch ausgeſchlafen hatte, gieng der Cacique des Dorfes, und ſeine Freunde zu ihm in ſeine Hütte, wo ſie ihn auf einer Strohmatte liegend fanden. Sie hielten ihm die Abſcheulichkeit der unnatürlichen Handlung vor, die er begangen, indem er ſein eigen Blut verkauft. Dieſer Wilde kam alſobald mit Thränen zu mir und ſagte: *Indage ouai panis*, das heißt: ich bin nicht würdig zu leben, ich verdiene den ſüßen Namen eines Vaters nicht mehr. Er beklagte ſich ſehr über den Brandtwein, den ich ihm gegeben, und ſagte, dieſer hätte einen Brand in ſeinen Körper gebracht, und nannte ihn Urin des Oberſten der Hölle, oder des böſen Geiſtes.

Seine Frau, die von Natur ſehr aufgeräumt war, und ſich auf ſeine Koſten ein Vergnügen machen wollte, fragte ihn ſehr gleichgültig, wo ſein Sohn wäre? Er ſuchte ſich anfänglich damit zu entſchuldigen, daß er ſagte: er hätte, da er meine Gütigkeit gekannt, ſich gleich von Anfang darauf verlaſſen, daß ich ihm ſeinen Sohn wieder geben würde. Er

hätte gewuſt, daß das große Oberhaupt der Franzoſen und der Vater der rothen Leute (ſo nennen ſie den König von Frankreich) keine Sclaven in ſeinem Reiche hätte. Ich antwortete ihm: dis ſey wahr, ich hätte aber ſeinen Sohn an Kindes Statt angenommen, und wollte ihn, als meinen Sohn mit nach Frankreich nehmen, um einen Chriſten aus ihm zu machen, und würde alles Pelzwerk ſeiner ganzen Nation nicht hinreichend ſeyn, ihn wieder loszukaufen.

Seine Verwandten ſtellten ſich alsdenn an, als ob ſie weinten, und riethen dem Wilden zum Oberhaupte des Gebetes, oder dem Manne, der mit dem großen Geiſte redet, zu gehen, ſo nennen ſie den Prieſter der Chriſten. Ich ſagte ihm, wenn das Oberhaupt (1) des Gebets es ſo wollte, ſo würde ich ihm folgen, und wollte ihm ſeinen Sohn mit der Bedingung wieder geben, daß er ihn taufen ließe und ich ſein Taufpathe würde: von ihm aber verlangte ich, daß er die Trunkenheit, die ihm ſo nachtheilig geweſen, abſchwören ſollte. Er antwortete mir, meine Worte wären ſtark, und er würde ſich ihrer erinnern ſo lange er lebte; ich möchte ihn zum Bruder annehmen (2), und er

(1) Damals war es der Abt Gagnon, Feldprediger bey der Garniſon auf dem Fort Chartres.

(2) Das Adoptiren iſt bey den Wilden ſehr gewöhnlich.

er wollte ſogleich hingehen und an den Pfeiler ſchwören. Nach dieſer Zeit hat er weder Wein noch Brandtwein getrunken, und ich habe ihm dergleichen anbiethen laſſen, er hat es aber allemal ausgeſchlagen, mit den Worten: er habe an den Pfeiler geſchlagen, der Herr des Lebens würde auf ihn zürnen, den, wie ich ihm geſagt hätte, man nicht betrügen könnte. Er erinnerte ſich, daß ich ihm einſtmals die Zahl der Gläſer Brandtwein geſagt, die er getrunken hätte, da ich es doch nicht geſehen hätte, und hieraus hätte er geſchloſſen, daß ich es von dem großen Geiſte, der alles ſiehet, erfahren. Wenn ich wiſſen wollte, wie viel Gläſer Brandtwein dieſer Wilde trinken konnte, ſo ließ ich ein ausgeſpühltes Glaß bey ein Faß Brandtwein ſetzen. Sobald der Wilde allein war, ſo ließ er ſich gelüſten ein Glaß zu trinken. Ich ließ es alsdenn wieder mit heiſſem Waſſer auswaſchen, und an ſeine Stelle ſetzen, und dieſes geſchahe ſo oft, als er getrunken hatte: alſo konnte ich ihm leicht ſagen, du haſt ſo viel Gläſer getrunken. Der Wilde erſtaunte darüber, und glaubte, ich wäre ein Zauberer. Ich habe öfters angemerkt, daß die Wilden es gern ſehen, wenn man ihre kleinen Kinder liebkoſet. Deswegen habe ich mich dieſes Mittels oft bedient, um mich bey ihnen in Liebe und Furcht zu erhalten. Je zorniger ich auf die Väter war, um deſto freundlicher gieng ich mit den Kindern um, und ſchenkte ihnen allerley

Europäiſche Kleinigkeiten. Hieraus ſchloſſen die Wilden, daß ich meinen Zorn nicht auf ihre Familie erſtreckte, von der ich nicht beleidigt worden, ſondern nur auf ſie allein zürnte, weil ſie ſich gegen mich übel verhalten. Hierdurch wurden ſie gerühret: ſie giengen alsdenn gewöhnlich auf die Jagt, brachten mir das geſchoſſene Wildpret, warfen es vor mir hin und ſagten: dies iſt dich zu verſöhnen, zürne nicht mehr auf uns. Ich antwortete ihnen, ich vergeſſe gerne das vergangene, wenn ich euch mit Vernunſt wieder zu mir kommen ſehe; das heißt, nicht mit leeren Händen.

Die Herzen der Eltern ſind an allen Orten der Erde einerley; man findet keine, die ſich nicht freuen ſollten, wenn man mit ihren Kindern freundlich umgehet.

Sie ſehen hieraus, daß ſehr geringe Sachen mir die Freundſchaft dieſer Völker erwerben, und daß es nur auf die Art ankommt, wie man mit ihnen umgehet, um ſie ſich völlig ergeben zu machen. Aber vor dieſesmal genug hiervon. Ich will Sie nur noch an dem Plane erinnern, den ich mir entworfen habe. Ich werde die Lage der Oerter, wo ich hinkomme, unterſuchen, und mich während meines Aufenthalts bey dieſen Völkern vornemlich bemühen, das Genie eines jeden Volkes, mit dem ich umgehen muß, kennen zu lernen. Dis iſt ein Studium, welches ich würdig halte, daß ſich ein Reiſender damit beſchäftigt. Sie ſind

ein

ein Soldat, und überdas ein Philaſoph, und ich hoffe, daß Ihnen aus dieſem Grunde meine Erzählungen Vergnügen machen werden, die, wie ich nicht zweifle, Ihnen glaubhaft ſeyn werden. Ich habe mich nie darauf gelegt, Sachen zu erdenken, oder zu vergrößern, und werde ihnen nichts ſchreiben, als was ich mit meinen Augen geſehen habe. Ich bin ꝛc.

Vom Fort Chartres den 28. März 1752.

VII. Brief.

An eben denſelben.

Beſchreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführet, davon der Autor ein Zeuge geweſen. Wie ſich die Franzoſen unter dieſen Völkern etabliret.

Mein Herr!

Ich habe mich unterrichten laſſen, wie ſich die Franzoſen in dieſem Lande feſtgeſetzt haben. Das Land der Illinois wurde anfänglich von einigen Waldläufern (1) entdeckt, und

(1) Man nennt die Franzöſiſchen Jäger in Canada Waldläufer, weil ſie der Felle von den wilden Thieren wegen oft 6 Monat oder wol ein ganz Jahr in den Wäldern herumziehen.

und weil dieſen das Clima darinn ſehr wohl gefiel, denn es liegt unter dem 40ten Grade Norder Breite, ſo blieben ſie darinn und machten Freundſchaft mit den Einwohnern. Verſchiedene von ihnen heyratheten wilde Frauen, davon die meiſten Chriſtinnen wurden. Nach der Entdeckung von Louiſiana ſchickte die weſtindiſche Compagnie viele Familien dahin, die ſich daſelbſt angebauet und vermehrt haben. Itzo ſind 5 Flecken darinn, die von Franzoſen bewohnt werden (1). Der größte darunter heißt Kaskakias, welchen Namen der Stamm eines Dorfes der Illinois führet, das nur eine halbe Meile davon entfernt iſt. Herr Sauſſier, ein Ingenieur, hat den Plan zu einem neuen Fort entworfen, welches auf Befehl des Hofes hier angelegt werden ſoll. Es ſoll den Namen des alten behalten, welches Chartres heißt.

Das Land der Illinois iſt eins der ſchönſten in der Welt. Es verſorgt die ganze übrige Colonie mit Mehl, und treibt ſtarke Handlung mit Fellen, Bley und Salz. Es giebt dar-

(1) Die Indianiſche Compagnie beſaß Louiſiana bis 1731 da ſie es an den König abtrat. Die Flecken der Franzoſen ſind: das Dorf der Kaskakias, das Fort Chartres S. Philippe, Koakias und la Prairie du Rocher, nun iſt noch ein ſechſtes dazu gekommen, welches S. Genevieve genannt wird.

darinn eine Menge Salzquellen, wodurch die wilden Ochſen und Rhee, die die Weiden um dieſe Quellen ſehr ſuchen, dahin gezogen werden. Man ſalzt ihr Fleiſch und die Zungen ein, und führt ſie nach Neuorleans. Es giebt hier auch Schinken, die ſo gut ſind wie die in Bayonne. Die Früchte ſind hier ſo ſchön wie in Frankreich.

Die Illinois haben eben die Sitten, wie die Völker, davon ich Ihnen in meinen vorigen Briefen eine Beſchreibung gegeben, und ſind von denſelben nur durch die Sprache verſchieden. Sie verheyrathen ſich, und gehn, nach einer Jagt, ohne Umſtände wieder von einander.

Sie folgen in ihren Verheyrathungen der einfältigen Natur und beobachten weiter keine Formalitäten, erfodern auch nichts mehr zur Ehe als die Einwilligung von beiden Theilen. Da ſie weiter keine Contracte mit einander machen, ſo ſcheiden ſie ſich ohne Weitläuftigkeiten, wenn ſie unzufrieden von einander ſind, indem ſie ſagen: die Ehe ſey nur ein Band der Herzen, und ſie vereinigten ſich nur, um ſich zu lieben, um ſich in ihren Bedürfniſſen einander zu helfen. Auch habe ich unter dieſem Volke ſehr vergnügte und einträchtige Ehen gefunden. Die Vielweiberey iſt hier nicht gewöhnlich, ob die Landesgeſetze ſie ſchon erlauben. Ein Wilder darf zwey Weiber nehmen, wenn er ein guter Jäger iſt. Zuweilen heyrathet einer zwey

Schweſtern und ſie geben hiervon zur Urſach an, dieſe könnten ſich eher mit einander vertragen, wie Fremde. Die Weiber der Wilden ſind durchgängig ſehr arbeitſam: man ſagt ihnen von Jugend auf vor, daß, wenn ſie faul und ungeſchickt wären, ſo würden ſie nie einen tüchtigen Kerl zum Manne bekommen. Der Geitz, die Ehrbegierde und andre Leidenſchaften, die in Europa ſo bekannt ſind, erſticken bey den Eltern in dieſen Ländern die Empfindungen der Natur nicht, und verleiten ſie nicht ihren Kindern Gewalt anzuthun, und ihre Neigungen zu zwingen. Nach einer Gewohnheit, die unvergleichlich, und der Nachahmung würdig iſt, verheyrathet man hier nur ſolche Perſonen mit einander, die ſich lieben. Die Nation der Illinois war vordem die furchtbarſte unter den Völkern in Louiſiana: aber die vielen Kriege, in die ſie mit den Nordiſchen Nationen verwickelt geweſen, haben ſie ſehr geſchwächet. Den Haß der Wilden in Canada haben ſie ſich durch die vielen Einfälle zugezogen, die ſie in dis Land gethan, und daß ſie in ihren Kriegen und Jagden die Weibgen von den Bibern getödtet, welches man unter dieſen Völkern vor ein Verbrechen und eine Niederträchtigkeit hält. Denn die Wilden führen mit den Biberfellen einen ſtarken Handel und vertauſchen ſie den Europäern gegen andre Waaren.

Im

Im Jahr 1752 trafen die Wilden von dem Stamme der Koakias ſechs Wilde von der Nation der Renards (1) auf der Jagd an, nahmen ſie gefangen, ob ſie ſchon keinen Krieg mit ihnen führten, und vereinigten ſich, ſie zu verbrennen, damit ihre Nation niemals etwas davon erfahren möchte. Einer von dieſen war ſo glücklich ſich von den Galgen loß zu reißen, daran ſie ihn gebunden hatten. Als er ſich von ſeinen Henkern verfolgt ſahe, ſo ſprang er in einen See, und entgieng ihren Nachſtellungen dadurch, daß er ſich unter dem Waſſer hielt. Er hatte ſich im Rohr verſteckt und hob den Kopf nur zuweilen in die Höhe, um Othem zu ſchöpfen, und hatte die Standhaftigkeit die ganze Zeit über, daß man ſeine Kammeraden verbrannte, in dieſer Lage zu bleiben. Als die Nacht eingebrochen war, ſo entwiſchte er der Wachſamkeit der Illinois, welche glaubten, er ſey vertrunken, oder von dem gewafneten Fiſche gefreſſen (2). Weil er nackend und ohne Waffen war, ſo muſte er auf dem Wege nach ſeinem Volke von Kräutern leben. Als er nach Hauſe gekommen, ſo erzählte er ſeinen Landsleuten

(1) Der wahre Name dieſes Volkes iſt Outagamis: ihr Land liegt gegen Weſten des Sees Michigan.

(2) Dis iſt in Louiſiana der gefräßigſte Fiſch. Er beißt mit ſeinen Zähnen die eiſernen Harpunen entzwey.

leuten die Begegnung der Illinois, und das erbärmliche Schickſal ſeiner Jagtgefährten. Alſobald fiengen, nach ihrer Gewohnheit, die Verwandten an zu wehklagen. Das Oberhaupt der Nation berief eine Verſammlung zuſammen; denn ſie thun nichts ohne ſich vorher zu berathſchlagen, und es wurde beſchloſſen, daß man Stöcker (1) an die Oberhäupter der Stämme, die mit ihnen im Bündniß waren, ſchicken wollte. Unter dieſen waren die Sious, die Sakis, und die Kikapous, welche als Hülfsvölker unter der Matte oder Fahne der Renards mit zu Felde zogen. Die Armee beſtand aus 1000 Kriegern. Als alles fertig war, ſo richtete ihr General ſeinen Marſch zu Waſſer wider die Illinois: vornemlich war es auf das Dorf der Mitchigamias angeſehen, welche den Koakias bey ſich eine Zuflucht verſtattet hatten.

Dieſe kleine Armee beſtieg 180 Canots, die aus Baumrinden gemacht werden, und ſchifften den Fluß Ouiſconſing, der ſich in den Miſſißippi ergießet, herunter. Der Strom des Fluſſes und ihre Arbeit mit den Rudern brachte ſie ſehr bald zu ihren Feinden.

Sie

(1) Weil die Wilden nicht ſchreiben können, ſo zeigen dieſe Stöcker die Anzahl der Krieger und den Tag, an dem ſich die Armee verſammlet, an.

Sie fuhren in guter Ordnung das Fort Koakias vorbey, darinn der Ritter Wolſey, ein Officier von meinem Detaſchement, kommandirte. Die Avantgarde des Geſchwaders der Renards beſtand aus den beſten Läufers, die Befehl hatten ans Land zu ſteigen und das Land zu unterſuchen. Die Landung geſchahe eine viertel Meile von dem feindlichen Dorfe, und wurde durch einen Wald und einen hohlen Weg verdeckt, und ſie kamen bis auf einen Musquetenſchuß vom Dorfe der Mitchigamias, ehe dieſe, welche ſich einer ſolchen Viſite nicht verſahen, das geringſte davon merkten.

Die Renards hatten den Frohnleichnamstag mit Fleiß zum Tage der Schlacht mit den Illinois erwählt, weil ſie wuſten, daß dieſelben an dieſem Feſttage häufig zum Fort Chartres zu gehen pflegten, um die Feierlichkeiten mit anzuſehen, die die Franzoſen an dieſem heiligen Tage anſtellen. Das Fort Chartres iſt von dem Dorfe nur eine Meile entfernt.

Als alles zum Angriff fertig war, ſo befahl der General der Renards zwölf jungen Kriegern, die ſehr gute Läufer waren, ihren Leib (1) unter die Feinde zu werfen.

Alſo:

(1) Seinen Leib unter die Feinde werfen bedeutet bey den Wilden ſo viel, als ſich in die größte Gefahr geben, wie unſre Wagehälſe, oder die, welche beſtimmt ſind, zuerſt die Wälle eines beſtürmten Ortes zu erſteigen.

Alſobald ſtürzten ſich dieſe junge Leute in das feindliche Dorf, tödteten alles was ihnen vorkam, und machten dabey das Geſchrey des Todes. Nachdem ſie ihre Ladung verſchoſſen, ſo flohen ſie ſo geſchwind wieder fort, wie ſie gekommen waren.

Die Illinois ergriffen alſobald die Waffen und verfolgten ſie; aber das Corps der Armee der Renards, die ſich im Geſträuche verſteckt hatte, gab auf einmal Feuer auf ſie, wodurch 28 Illinois getödtet wurden; alſobald griffen ſie das Dorf an, erwürgten Männer, Weiber und Kinder, steckten es in Brand, und führten die übrigen Einwohner gefangen weg.

Die Renards verlohren an dieſem für ſie rühmlichen Tage nur 4 Menſchen, darunter auch ein Anführer mit einer Medaille (1), von der Nation der Sious, war, der als ein Bundsgenoſſe mit zu Felde gezogen.

Ich bin ein Zuſchauer dieſes Blutbades geweſen, welches den 6ten Junii 1752 geſchahe. Ich befand mich auf einer Höhe, von der man die Ebene und das Dorf der Mitchiganias überſehen kann. Ich habe ſogar Gelegenheit gehabt, einem jungen Mädgen von 15 Jahren das

(1) Dis iſt ein Ehrenzeichen, davon ich ſchon oben geredet habe, das der Gouverneur den tapferſten Anführern der Wilden, und die den Franzoſen am meiſten ergeben ſind, im Namen des Königs giebt.

das Leben zu retten. Sie brachte mir, während des Angriſs, Erdbeeren, und als ſie von den Feinden verfolgt wurde, ſo warf ſie ſich in meine Arme, und die Barbaren unterſtanden ſich nicht auf ſie zu ſchießen, aus Furcht, mich zu treffen.

Sie können hieraus urtheilen, daß es ſehr gefährlich iſt von dieſen Völkern überfallen zu werden. Nur die Wilden, welche aus Neugier nach dem Fort Chartres gekommen waren, die Proceßion der Franzoſen mit anzuſehen, entgiengen der Rache der Renards. Dieſe waren mit ihrem Siege zufrieden, ſtiegen wieder in ihre kleine Fahrzeuge, und brachten die gefangenen Illinois, alle gebunden auf ihre vörderſten Canots. Als ſie vor dem Franzöſiſchen Fort Koakias wieder vorbey fuhren, ſo gaben ſie eine Generalſalve aus allen ihren Muſqueten.

Der Admiral der Renards führte eine Franzöſiſche Flagge auf ſeinem Canot, und war ſo ſtolz auf ſeinen Sieg, als ob er ein großes Reich erobert hätte.

M. de Macarty unſer Kommandant hat ſchon an die Officiers von unſerm Poſten in Canada geſchrieben, daß ſie mit den Renards wegen der Ranzion der gefangenen Illinois handeln ſollen.

Dieſe liſtigen Wilden hatten ihre Unternehmung ſo vorſichtig angefangen, daß wir nichts davon erfuhren, bis ſie ſie ausgeführt hatten.

Sie haben es für uns ſo heimlich gehalten, aus Furcht, wir möchten Mittler zwiſchen ihnen und den Illinois, die unſre Freunde und Bundesgenoſſen ſind, abgeben wollen, und dis würden wir gewiß nicht unterlaſſen haben. Aber die beleidigte Nation hatte ſich ein vor allemal vorgeſetzt ſich zu rächen.

Das Dorf der Mitchigamias hat bey dieſem unglücklichen Ueberfalle ungefähr 80 Perſonen theils an Todten, theils an Gefangnen verlohren.

Den 16ten Junius 1752 wurde mir von unſerm Kommandanten aufgegeben, die noch übrig gebliebenen Kaos und Mitchigamias zu verſammlen. Ich hielt folgende kurze Rede an ſie, die ihnen der Dollmetſcher des Königs in ihrer Sprache wiederholen muſte.

„Meine Kinder! Ich rede mit euch im Namen eures Vaters (1) des M. de Macarty, dem euer Unglück ſehr nahe gehet. Er läſſet euch vermahnen, euren Mahis gut zu bauen, damit ihr aus dem Mangel heraus kommen möget, darinn ihr jetzo ſteckt. Hier bringe ich euch etwas indianiſches Korn von ihm zum Geſchenke, weil es ihm wehe thut, daß ihr vom Hunger gequält werdet. Er ſchickt euch auch dieſes wenige Pulver und dieſe Kugeln und Feuerſteine. Wir können itzo nicht mehr miſ-
ſen,

(1) Die Wilden pflegen die Officiers mein Vater zu nennen.

ſen, denn wir haben auch Feinde, ſo wol wie ihr, und wiſſen nicht, wenn unſre Schiffe von dem großen Dorfe (ſo nennen ſie Neuorleans) ankommen werden. Euer Vater giebt euch auch den Raht, auf die Jagd zu gehen, und eure Familien mitzunehmen, damit ſie leben können, und nur wenige Männer zurück zu laſſen, um eure Felder zu beſtellen, und zu hüten, daß ſie die wilden Thiere nicht verderben. Ihr müſſet auch zuweilen einen von euch hierher ſchicken, daß er ſich erkundige, wie es hier ſteht.

Antwort der Oberhäupter von beyden Stämmen.

„Es iſt gut, mein Vater, daß der große
„Chef (1) Mitleiden mit uns hat. Du haſt es
„mit angeſehen, wie wir überfallen ſind, denn
„du haſt eine unſerer Töchter gerettet. Die
„Renards und ihre Bundsgenoſſen haben uns
„erwürget, unſre Hütten und Lebensmittel ver-
„brannt, und unſre Beute geraubet, unterdeſ-
„ſen daß wir bey den Kaskakias waren. Den-
„ke daher, daß wir Niemanden hier laſſen kön-
„nen, weil die Zurückgelaſſenen Hungers ſter-
„ben müſten, und nicht aufhören würden, den
„Tod unſrer Anverwandten zu beweinen, die
„in dieſem unglücklichen Ueberfall umgekom-

(1) So nennen die Wilden den oberſten Officier von uns, der in einer Provinz iſt.

„men ſind. Melde aber unſerm Vater durch „das redende Papier, daß wir, um unſre Treue „gegen ihn zu beweiſen, ihm von Zeit zu Zeit „Wildprett ſchicken werden, und uns erkun„digen laſſen, wie es hier ſteht.

„Wir hoffen, daß das große Oberhaupt „der Franzoſen uns in Schutz nehmen, und „gegen unſre Feinde vertheidigen wird. Wir „bitten dich auch für uns bey ihm zu ſprechen, „daß er einigen Familien von unſrer Nation, „die bey den Kaskakias geblieben ſind, ſagen „läßt, daß ſie ſich mit uns zur Vertheidigung „des Forts, welches wir am Ufer des Mißiſ„ſippi angefangen haben, vereinigen.„

Rede des Chikagu eines Anführers mit einer Medaille.

„Ich bitte dich, mein Vater, unſre Waf„fen in guten Stand ſetzen zu laſſen, ſo wol„len wir alſobald ausziehen. Sag dem gro„ßen Chef, daß er die übeln Reden nicht an„hören möchte, die unſre Feinde unfehlbar „wider unſre Nation anbringen werden. Sag „ihm, daß er ſich des Worts erinnere, wel„ches ich zu ihm geredet habe, es ſoll wahr „ſeyn, und ich werde das ſeinige in meinem „Herzen bewahren.

Antwort.

Wenn das wahr iſt, was du ſageſt, ſo wirſt du immer von deinem Vater gut aufgenommen werden, und wenn dein Herz mit dei-

ner

ner Zunge übereinſtimmt, ſo werden alle Anführer der Franzoſen ſuchen dir Vergnügen zu machen. Es iſt auch gut, daß ihr ſogleich auf die Jagd ziehet; denn bedenk einmal, was die Hunde aus deinem Dorfe dem Vieh der Franzöſiſchen Einwohner für Schaden thun (1), und wie gelaſſen ſie dis Unrecht ertragen. Wenn ſie bisher dazu ſtill geſchwiegen haben, ſo iſt dis nur in Betracht eurer Unglücksfälle geſchehen, wodurch ſie gerührt ſind, und ſie ſehen euch nicht ohne Schmerz in dieſem elenden Zuſtande. Aber ſie fangen an es überdrüßig zu werden, und es iſt deswegen nothwendig, daß ihr es abändert. Euer Vater wird vergnügt ſeyn, wenn ihr auf die Jagd ausgezogen ſeyd: denn ſein Herz iſt betrübt, und er ſiehet nicht ohne Mittleid, daß ſeine Kinder vom Hunger gequält werden.„

„Was mich betrift, ſo wünſche ich euch „eine glückliche Reiſe, und bey eurer Zurück„kunft eine gute Erndte. Ich hoffe, der große „Geiſt wird Mitleiden mit euch haben, ſpottet „ſeiner nicht, gebiethet euren Jünglingen, daß „ſie nicht muthwillig ſind, das iſt, daß ſie

(1) Die Wilden halten eine Menge Hunde, die ſie zur Jagd brauchen. Als ihr Dorf abgebrannt war, ſo konnten ſie ihre Hunde nicht futtern, und dieſe zerriſſen das Franzöſiſche Vieh. Die Hunde der Wilden ſind halb Wölfe und halb Hunde.

„die Weibgen der Biber an den Seen und an„dern Gegenden, wo eure Feinde ihre Jagd „haben, ſich deswegen zu rächen, wie euch die „traurige Erfahrung ſchon gelehrt hat.

„Euer Vater hat an den M. Adamville „geſchrieben, der im Lande der Peorias kom„mandirt, für euch mit den Renards Frieden zu „ſchließen, und wegen der Ranzion eurer gefan„genen Weiber und Kinder, mit ihnen zu han„deln. Die Waaren dafür werden ihnen, „auf Rechnung des Königs, eures Vaters, „des großen Oberhauptes der weißen und ro„then Menſchen, gegeben werden.„

Es iſt bey den Wilden nicht gewöhnlich, diejenigen zu ſtrafen, welche in einer Schlacht, wo es auf die Ehre, oder die Vertheidigung des Vaterlandes ankommt, ausreiſſen, oder ſich zurückziehen. Sie werden aber als ein Schandfleck des menſchlichen Geſchlechts angeſehen. Es wird ihnen immer vorgeworfen, ſie wären keine Menſchen, ſondern alte Weiber. Sogar die Weiber verachten ſie, und die allerhäßlichſten Mädgens wollen ſie nicht zu Männern haben, und wenn es ſich zuträgt, daß eine einen ſolchen heyrathen will, ſo laſſen es die Verwandten nicht zu, und wollen keinen Menſchen, der ohne Herz, und ſeinem Vaterlande unnützlich iſt, in ihrer Familie wiſſen. Ein ſolcher iſt gezwungen ſeine Haare wachſen zu laſſen und

einen **Alkonan**, oder Weiberhabit zu tragen. Ich habe einen gekannt, der um dieſe ſchändliche Kleidung ablegen zu dürfen, ganz allein wider die Tchicachas unſre und ihre Feinde zu Felde zog. Er nahete ſich ihnen, indem er wie eine Schlange auf dem Bauche kroch, und hielt ſich drey bis vier Tage ohne zu eſſen und zu trinken in dem Geſträuche verſteckt. Als nun um dieſe Zeit die Engländer den Tchicachas in einer Caravane Waaren zuſchickten, ſo tödtete der Illinois einen davon, der ein wenig zurück geblieben war, hieb ihm den Kopf ab, ſchwung ſich auf ſein Pferd und entfloh. Bey ſeiner Zurückkunft ſetzte ihn ſeine Nation wider in ſeine Würde ein, und gab ihm eine Frau, Krieger zu zeugen. Er hatte vor ſeiner Abreiſe Hundefleiſch gegeſſen, welches ein Aberglaube iſt, der unter den Wilden im Schwange gehet, und davon ich oben ſchon geredet habe.

Des oberſte Cacique der Illinois ſtammt aus der Familie der Prinzen Tamaroas her, die vorzeiten die ganze umliegende Gegend beherrſcht haben. Dieſer wilde König iſt ein Sohn von dem, der mit ſeinem Hofſtaat im Jahr 1720 nach Frankreich kam. Er wurde dem Könige vorgeſtellt, der ihn mit einer goldnen Medaille, mit ſeinem Portrait, beſchenkte: ſein Sohn trägt dis Geſchenk jetzo am Halſe. Es war auch eine Frau von der Nation der Miſſouris mit, die man die Prinzeſ-

ſinn der Miſſouris (1) nannte. Herr Dûbois, der Sergent und Dollmetſcher dieſer Amerikaniſchen Geſandtſchaft war, wurde vom Könige zum Oberofficier gemacht, und heyrathete bey ſeiner Zurückkunft nach Amerika dieſe Miſſouriſche Dame. Als ſie hernach Wittwe geworden, ſo heyrathete ſie den Herrn Marin, Hauptmann von der Militz wieder, von dem ſie eine Tochter gehabt, die noch lebt.

Die Indianiſche Prinzeßinn erzählte, bey ihrer Zurückkunft ihren Landsleuten, die Pracht des Franzöſiſchen Hofes, wo ſie ſehr wohl aufgenommen, und mit Geſchenken überhäuft war. Sie hatte unter andern auch eine goldene mit Diamanten beſetzte Repetiruhr geſchenkt bekommen: welche die Wilden wegen ihrer Bewegung, die ſie nicht begreifen konnten, einen Geiſt nannten.

Ich habe hier mit einem alten Wilden geredet, der mit in dem Gefolge des Prinzen Tamaroas geweſen war. Dieſen fragte ich unter andern, was er ſchönes in Paris geſehen hätte? Er antwortete mir: das ſchönſte was er geſehen, wäre

(1) Sie war eine Tochter des oberſten Caciquen dieſer Nation. Man ſagt, ſie wäre eine Maitreſſe des M. de Bourmont geweſen, der während ſeines Aufenthalts unter den Miſſouris ſo viel von Frankreich gerühmt hätte, daß er dadurch viele bewogen ihm dahin zu folgen. Die Tochter ließ ſich taufen und wurde eine Chriſtin.

wäre die Fleiſcherſtraße, denn da fände man ſehr viel Fleiſch, hernach folgte die Straße St. Honore. Wenn er ſeinen Landsleuten erzählte, daß er in der Opera geweſen, und daß alle Leute darinn Zauberer wären, oder auch, daß er auf dem Pont-neuf kleine Menſchen geſehen (1), die geredet und geſungen hätten, ſo wollte ihm Niemand glauben. Wenn er ihnen erzählte, daß er ein großes Franzöſiſches Dorf (Paris) geſehen, darinn ſo viel Menſchen geweſen, als Blätter auf den Bäumen in ihren Wäldern, (dis iſt eine Hyberbole, deren ſich die Wilden bedienen, eine ſehr große Anzahl anzudeuten, denn ſie haben keine Ausdrücke über hundert zu zählen) ſo antworteten ſie ihm: die Europäer müſten ihm die Augen verblendet und ihn immer einerley Gegenſtände gezeigt haben, denn dis wäre unmöglich. Er fügte hinzu, er habe Cabanen des großen Oberhauptes der Franzoſen geſehen, nemlich das Louvre und Verſailles, die ſo groß wären, daß mehr Menſchen darinn wohnen könnten, als in ihrem Lande ſind. Er erzählte auch, er habe die Cabane der alten Krieger geſehen, das Invalidenhaus zu Paris. Weil dieſer Alte ſchon anfieng kindiſch zu werden, ſo glaubte er mit den Wilden, die Europäer hätten ihn bezaubert. Ein andrer Illinois, der dieſe Reiſe auch mit gethan hatte,

(1) Man wird leicht verſtehen, daß dis Marionetten geweſen.

ſagte, er habe in den Thuillerien zu Paris Menſchen geſehen, die halb Weiber wären, ſie hätten ihre Haare wie Weiber friſirt, trügen Ohrringe in den Ohren, und große Blumenſträuße auf der Bruſt; er hätte vermuthet, daß ſie ſich ſchminkten und gefunden, daß ſie wie die Crokodile röchen (1).

Dieſer Amerikaner redete mit der größten Verachtung von der Art von Menſchen, die wir unter dem Namen der Petits Maitres kennen. Dieſe Menſchen ſcheinen mit der Schwachheit und Zärtlichkeit des weiblichen Geſchlechts gebohren und von der Natur zu Weibern beſtimmt zu ſeyn, die ſich aber hernach bey Austheilung ihres Geſchlechts geirret hat.

Dieſer Wilds hatte auch die enorme Höhe der Coeffüren des weiblichen Geſchlechts, die um die Zeit Mode war (2), eben ſo wol als ihre hohen Abſätze bemerkt. Aber was würde er nicht geſagt haben, wenn er ihre jetzigen ausſchweiſend großen Reifröcke, und ihre feinen Taillen, die ſie von Kindheit an in ihre Panzer, die ſie Schnürbrüſte nennen, einſchnüren, ge-

(1) Das Crocodil im Mißißippi hat Säcke mit Biſam, die noch größer ſind, als die bey den Oſtindiſchen. Der Geruch davon iſt ſo ſtark, daß man ihn riechet, ehe man das Thier ſiehet.

(2) Es war während der Minderjährigkeit Ludwig XV.

geſehen hätte? Dieſe Coquetten werden durch ihre Künſte eben ſo lächerlich als ihre närriſchen Verehrer. Sie werden in ihren Reiſen durch Europa, ſo wol als ich, angemerkt haben, daß die Ausländer, und die aus den Provinzen, welche in Paris geweſen, und unſre Stutzer und Stutzerinnen haben nachahmen wollen, ſich durch dieſes unnatürliche und närriſche Bezeigen, bey ihren Landsleuten lächerlich und unerträglich gemacht. In der That, ſagte dieſer Wilde, ſolche weibiſche Manieren entehren eine an ſich ehrwürdige Nation.

Ich habe einen Brief vom Marquis von Vaudreuil erhalten, darin mir dieſer ſein Beyleid über den Verluſt, den ich durch den Schifbruch meines Fahrzeuges erlitten, bezeugt. Dieſer Gouverneur hat uns einer Edelmüthigkeit, die ihm eigen iſt, das Unglück eines Officiers, der im Dienſte des Königs alle das ſeinige verlohren, nach ſeinem Vermögen zu lindern geſucht.

Er hat mir erlaubt nach Neuorleans zurück zu kommen, und mir ſeinen Beutel und ſeinen Tiſch angebothen; ich befürchte ſehr, daß er, bey meiner Ankunft daſelbſt, ſchon nach Frankreich abgegangen ſeyn wird. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß er ſich hier oft jedermanns Hochachtung und Ergebenheit erworben hat, und die Wilden vergleichen ihn mit ſeinem Vorgänger, dem M. de Bienville. Wenn dieſe wilden Völker einen Gouverneur

nicht loben, ſondern ihn einſtimmig verab- ſcheuen, ſo iſt dis die ſtärkſte Anklage wider ihn.

Ehe ich dieſen Brief ſchließe, muß ich noch etwas von den Maſſouris ſagen: der Baron Porneuf, der auf dem Fort Orleans, welches in ihrem Lande liegt, das Kommando geführt, hat mich verſichert, ſie wären vordem ſehr krie- geriſch geweſen, aber die Franzöſiſchen Wald- läufer hätten ſie durch ihre üble Aufführung und die Uneinigkeit, die ſie unter ſie gebracht, ver- dorben. Ihre betrügliche Art zu handeln hät- te dieſe verächtlich gemacht, ſie entführten auch den Wilden die Weiber, welches dieſe Nation, als das größte Verbrechen anſieht, und Verge- hungen von dieſer Art finden bey ihnen niemals Vergebung. Die unordentliche Lebensart die- ſer Leute brachte endlich die Miſſouris ſo weit, daß ſie, unter dem Gouvernement des Herrn von Bienville, den Herrn Dübois mit ſammt der kleinen Garniſon, die unter ſeinen Befeh- len ſtand, ermordeten. Weil kein einziger Soldat davon entkommen iſt, ſo hat man niemals gründ- lich erfahren können, wer Recht oder Unrecht gehabt.

Itzo will ich Ihnen einen Zug von dieſem Volke erzählen, der beweiſen wird, daß ſie nur dem Nahmen nach Wilde ſind, und daß die Franzoſen, die ſie haben betrügen wollen, ſich ſelbſt hintergangen haben. Ungefähr vor 40 Jahren kannten dieſe Wilden die Europäer

noch

noch nicht; ein Reiſender oder Waldläufer kam in ihr Land, lehrte ſie die Feuerröhre kennen, und verkaufte ihnen einige Flinten und Schiespulver. Dieſe thaten damit eine ſehr gute Jagd, und hatten alſo ſehr viele Felle. Einige Zeit hernach kam ein alter Waldläufer zu ihnen, und bot ihnen Pulver zum Verkaufe an, weil ſie aber noch damit verſehen waren, ſo eilten ſie nicht ſehr mit ihm zu handeln. Um aber doch ſein Pulver loß zu werden erdachte dieſer eine ſehr auſſerordentliche Liſt, ohne ſich darum zu bekümmern, was für Folgen ſeine Aufführung für ſeine Landsleute haben würde, und er glaubte eine ſehr große That ausgeführt zu haben, daß er dieſe armen Leute betrogen hatte.

Weil die Wilden von Natur ſehr neugierig ſind, ſo wollten ſie auch gern wiſſen, woher in Frankreich das Pulver, welches ſie Saamen nennen, entſtünde. Der Jäger überredete ſie: man ſäete es in Frankreich aus, und erndte es ein, eben wie man in Amerika den Indig und Hirſen erndtet.

Die Miſſouris waren über dieſe Entdeckung ſehr erfreuet, und ſäeten alles Pulver, was ſie vorräthig hatten, kauften auch dem Franzoſen das ſeinige ab, der dafür ein anſehnliches an Biber, Fiſchotter, und andern Fellen bekam, womit er den Fluß herunter ſegelte bis zu den Illinois, wo damals M. de Tonti kommandirte.

Die

Die Miſſouris giengen von Zeit zu Zeit in ihre Thäler, um zu ſehen, ob das Pulver aufgienge: ſie hatten auch Wächter dabey geſetzt, damit das Wild ihre gehoffte Erndte nicht verderben möchte: aber ſie kamen bald hinter die Betrüglichkeit des Franzosen. Ich muß hier anmerken, daß man die Wilden nur einmal betrügen kann, und daß ſie es nicht vergeſſen, wenn man es gethan hat. Die Miſſouris beſchloſſen deswegen, ſich an dem erſten von unſrer Nation, der zu ihnen kommen würde, zu rächen. Kurze Zeit hernach reizte die Begierde nach Gewinn dieſen Waldläufer ſeinen Compagnon mit Waaren, die bey den Miſſouris angenehm waren, zu ihnen zu ſchicken. Dieſe erfuhren, daß er ein College von dem ſey, der ſie betrogen hatte, verbargen aber nichtsdeſtoweniger ihren Zorn über den Streich, den ihnen ſein Vorgänger geſpielt hatte. Sie liehen ihm ſogar ihre öffentliche Cabane, die mitten im Dorfe lag, um darin ſeine Waaren auszulegen. Sobald er mit dem Auspacken fertig war, fielen die Miſſouris in größter Unordnung herein, und ein jeder, der ſo einfältig geweſen war Pulver zu ſäen, trug eine Laſt Waaren weg, ſo daß der arme Handelsmann um alle ſeine Waaren kam, ohne von den Wilden das geringſte dafür zu erhalten. Der Franzoſe ſchrie ſehr über ein ſolches Verfahren und beklagte ſich deswegen bey dem Oberhaupte der Nation, welcher ihm mit einem ernſthaften Geſichte

ſichte antwortete: er wollte ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, man müſſe aber erſt die Erndte des Pulvers abwarten, welches ſeine Unterthanen auf Anrathen ſeines Landsmannes ausgeſäet hätten: er verſicherte ihn, bey ſeinem königlichen Worte, daß er alsdenn ſogleich eine allgemeine Jagd würde anſtellen laſſen, und daß alle die Felle von den wilden Thieren, die man auf dieſer Jagd fangen würde, ihm, als eine Vergeltung für das wichtige Geheimniß, welches die Franzoſen ſeiner Nation gelehret, ſollten gegeben werden.

Unſer Reiſender führte vergebens an, der Boden der Miſſouris ſey vielleicht nicht geſchickt Pulver zu tragen, ſeine Unterthanen hätten ſich geirret, dieſes käme nur in Frankreich fort. Alle ſeine Entſchuldigungen waren vergebens, und er kam ſehr erleichtert und verwirret wieder zu Hauſe, daß ihn eine wilde Nation hatte müſſen eines beſſern belehren.

Dieſe Lection ſchreckte die andern Franzoſen nicht ab, ſich nochmals an die Miſſouris zu wagen. Einer von ihnen erdachte ſich eine Liſt, und um dieſe bey ihnen auszuführen, belud er eine Pirogue mit allerley Kleinigkeiten, und einem Faſſe voll Kohlenſtaub, worüber er ein wenig Pulver ſchüttete. Als er bey ihnen angekommen war, packte er alle ſeine Spielſachen in ihrer großen Cabane aus, in der Abſicht, ſie anzulocken. In der That dauerte es auch nicht lange, ſo fiengen die Wilden an ſeine Waaren

plündern. Der Franzoſe machte darüber einen großen Lerm, ſchalt die Wilden, und lief zu der Pulvertonne, die er zu dem Ende hingeſetzt hatte, ſtieß den Boden aus, nahm einen Feuerbrand und ſchrie: ich habe den Verſtand verlohren, ich werde die Cabane in die Luft ſprengen, und ihr ſollt mit mir in das Land der Geiſter gehen. Die erſchrockenen Wilden wußten nicht was ſie thun ſollten: die Franzoſen, welche draußen vor der Cabane waren, ſchrien: ihr Bruder habe den Verſtand verlohren, und würde ihn nicht eher wieder finden, bis ſie ihm ſeine Waaren gegeben, oder bezahlt hätten. Alsbald liefen die Chefs in dem Dorfe herum und vermahneten die Einwohner dazu: diejenigen, welche Verwandte in der Cabane hatten, vereinigten ſich mit ihnen; das Volk wurde hierdurch bewegt, und ſie brachten alles Pelzwerk, was ſie hatten, in die Cabane. Nun ſagte der Franzoſe: der Verſtand ſey ihm wieder gekommen. Der Chef überreichte ihm die Pfeiſe, er rauchte daraus, und goß Wäſſer auf das Pulver, um ſie zu überzeugen, daß er keinen Gebrauch mehr davon machen wollte, und in der That, um den Wilden ſeinen Betrug zu verbergen. Er hatte ſich durch dieſen Streich für mehr als 1000 Thaler Pelzwerk erworben. Die Wilden haben ihn von dieſer Zeit an ſehr hochgeſchätzt, und ihn einen **wahren Menſchen**, oder **tapfern Mann** genannt.

Ich will meinen Brief mit der Erzählung einer ſo wunderlichen als auſſerordentlichen Ceremonie, einer Geſandtſchaft der Miſſouris endigen, welche hierher geſchickt wurde, als M. de Boisbriant bey ihnen das Kommando führte. Dieſe traurige Geſchichte wird denjenigen Officiers, die aus einer edlen Ehrbegierde ein Kommando im Militairſtande ſuchen, zeigen, daß ihnen die Kenntniß der Erdbeſchreibung unumgänglich nöthig iſt, und daß ſie ſich es müſten ſehr angelegen ſeyn laſſen, die Beſchaffenheit und Lage des Landes, darin man Krieg führt, kennen zu lernen, um ſich vor unvermutheten Ueberfällen von den Feinden in Sicherheit zu ſetzen.

Während der Zeit der Vormundſchaft ſahe Spanien unſre Etabliſſements an dem Fluſſe Mißißippi mit neidiſchen Augen an. Die Engländer erſparten auch an ihrer Seite weder Liſt noch Ränke, um unſre angehende Colonien zu zerſtöhren, wie ſie ſich jetzo wieder angelegen ſeyn laſſen uns von dem Fluſſe Oyo zu vertreiben, von dem ſie, eben wie von dem Mißißippi, vorgeben, daß er ihnen zugehöre.

Im Jahr 1720 entſchloſſen ſich die Spanier, ſich in dem Lande der Miſſouris, welches den Illinois ſehr nahe liegt, feſt zu ſetzen, um uns gegen Abend mehr und mehr einzuſchließen. Dieſes Land iſt von Neu-Mexico, welches die äußerſte Provinz der Spanier im nördlichen Amerika iſt, ſehr weit abgelegen.

Sie

Sie glaubten, es ſey nothwendig, um ihre Colonie gänzlich ſicher zu ſetzen, daß ſie die Nation der Miſſouris vertilgten. Weil ihnen aber die Aufführung dieſes Projects, ohne fremde Hülfe, unmöglich war, ſo entſchloſſen ſie ſich, in ein Bündniß mit den Oſages, einem benachbarten Volke, welches in einer beſtändigen Feindſchaft mit den Miſſouris lebte, zu treten, und durch dieſer Hülfe ihre Nachbarn zu vertilgen. In dieſer Abſicht formirten ſie zu Santa Fe eine Caravane von Männern, Weibern und Soldaten, ſie hatten ein Jacobiter Mönch zum Beichtvater und einen Ingenieur-Hauptmann zum Anführer, und dabey ſo viel Pferde und ander Vieh, als zu einem dauerhaften Etabliſſement erfodert wird.

Dieſe Caravane irrte ſich auf ihrem Wege, und kam im Lande der Miſſouris an, als ſie glaubten bey den Oſſages zu ſeyn. Alſobald ſchickte der Anführer ſeinen Dollmetſcher an das Oberhaupt der Miſſouris, und ließ ihn anreden, als ob er der Cacique der Oſſages geweſen wäre, er ſagte zu ihm: er käme, mit ihm ein Bündniß zu ſchließen, um mit geſammter Hand die Miſſouris ihre Feinde zu vertilgen.

Der Chef der Miſſouris verbarg ſein Erſtaunen über dieſen Vorſchlag, bezeugte ſogleich den Spaniern viele Freude über ihre Ankunft, und verſprach ihnen, daß er ſehr bereitwillig mit ihrer Hülfe dieſen Anſchlag, der ihm ſo viel Vergnügen machte, ausführen wür-

würde. Er lud ſie darauf ein, ſich einige Tage von ihrer beſchwerlichen Reiſe auszuruhen, unterdeſſen wollte er ſeine Krieger verſammlen und ſich mit den Aelteſten des Volks berathſchlagen. In dieſer Rahtsverſammlung wurde beſchloſſen, daß man die neuen Gäſte ſehr wohl bewirthen, und ihnen die aufrichtigſte Freundſchaft bezeugen ſollte.

Sie wurden darauf mit einander einig, daß ſie in 3 Tagen aufbrecheu wollten. Der Spaniſche Anführer ließ ihnen alsdenn 1500 Flinten, eben ſo viel Piſtolen, und Säbel und Streitärte austheilen. Aber in der Nacht darauf überfielen die Miſſouris das Spaniſche Lager mit Anbruch des Tages, und erwürgten ſie alle, den Jacobiter Mönch ausgenommen, den ſie wegen ſeines ſonderbaren Habits, der keinen Krieger ankündigte, verſchonten. Sie gaben ihn den Beynamen Aelſter, und ließen ihn, wenn ſie zuſammen kamen, zu ihrem Zeitvertreibe auf einem Spaniſchen Pferde die Schule machen.

Dieſer Jacobite war bey allen Liebkoſungen und guten Begegnungen, die ihm widerfuhren, nicht ohne Unruhe und befürchtete immer, dieſes Spiel möchte ſich endigen, daß ſie ihn ihrem Manitu opferten. Deswegen machte er ſich eines Tages ihr Zutrauen zu nutze, und entwiſchte ihnen aus dem Geſichte. Man hat dieſe Umſtände von den Miſſouris ſelbſt er-

fahren, als ſie die Zierrathen der Capelle hierher brachten. Ihr Chef hatte das vornehmſte Meßgewand um, und den Teller vom Kelche, wodurch er einen Nagel geſchlagen, am Halſe hängen. Er gieng ſehr gravitätiſch voran, und hatte eine Mütze von Federn mit ein paar Hörnern auf dem Kopfe. Die nächſten, welche ihm folgten, hatten auch Meßgewand um, nach dieſen kamen einige mit den Monſtranzen, hernach die, welche die Binden der Prieſter um den Hals trugen. Auf dieſe folgten 3 oder 4 junge Wilde mit Chorhemden und andern Mänteln: die Acolyten waren wider die Gewohnheit in dieſer ganz neuen Proceßion die letzten, und hatten kein Kreutz oder Leuchter in ihren Händen, um damit nach dem Tacte hinter her zu tanzen. Dis Volk, welches nichts von der Ehrfurcht wuſte, welche man den geheiligten Gefäßen ſchuldig iſt, hatte den Kelch einem Pferde, ſtatt einer Glocke, an den Hals gehängt.

Stellen ſie ſich den lächerlichen Aufzug dieſer ſonderbaren Proceßion vor, die nach dem Tacte zu der Wohnung des M. de Boisbriant, mit der Friedenspfeife in der Hand, kam.

Die erſten Franzoſen, welche dieſe Maſquerade anſichtig wurden, liefen ſogleich zum M. de Boisbriant, ihn davon zu benachrichtigen. Dieſer Officier, der eben ſo gottesfürchtig als tapfer war, wurde bey dem Anblicke dieſer

Wil-

Wilden vom Schmerze durchdrungen, und wuſte nicht, was er davon denken ſollte, und befürchtete, ſie möchten ein franzöſiſches Etabliſſement zerſtöhrt haben, als ſie aber näher kamen, ſo verlohr ſich ſeine Beſorgniß, und er hatte Mühe, ſich des Lachens zu enthalten.

Die Miſſouris erzählten ihm, wie die Spanier hätten zur Abſicht gehabt, ihr ganzes Volk zu vertilgen: ſie brächten ihm dieſe Dinge, weil ſie ſie nicht brauchen könnten, und bäten ihn, daß er ihnen Waaren dafür geben möchte, die ihnen angenehmer wären. Dis that er und ſchickte hernach das Kirchengeräthe an den M. de Bienville, der damals General-Gouverneur von Louiſiana war.

Weil ſie viele Pferde von der Spaniſchen Caravane erbeutet hatten, ſo ſchenkte der Anführer der Miſſouris den M. de Boisbriant einige der ſchönſten.

Sie brachten auch die geographiſche Charte mit, die die Spanier verführt hatte, welche ſich unvorſichtiger weiſe ihrem Feinde in die Hände geliefert hatten.

Ich werde mir die Erlaubniß zu nutze machen, die ich erhalten, nach Neuorleans zu gehen. Wenn ich da unſern General, und einen Brief von Ihnen finde, ſo wird dis ein doppeltes Vergnügen für mich ſeyn. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois den 15ten May. 1753.

VIII. Brief.

An eben denſelben.

Der Autor reiſet aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreiſe des M. de Vaudreuil. Zweyte Reiſe des Autors zu den Illinois. Heroiſche That eines Vaters, der ſich für ſeinen Sohn aufopfert.

Mein Herr!

Ich langte im Junius in der Hauptſtadt von Louiſiana an, wo ich einen Brief von Louiſiana vorfand, daraus ich mit Vergnügen erſehe, daß Sie ſich wohl befinden, welche angenehme Nachricht mich, wegen des Verluſts unſers lieben Gouverneurs ſchadlos hielt. Er war vor meiner Ankunft nach Frankreich abgereiſet, und um das Unglück vollkommen zu machen, war M. Michel de la Rouvilliere auch an einem Schlagfluſſe geſtorben. Dieſer Officier hatte das Unglück, welches mir, in dem Schiffbruche meines Fahrzeuges, begegnet, erfahren, und ſchrieb deswegen an mich, daß ob es gleich die Gewohnheit mit ſich brächte,

daß

daß der König dergleichen Verluſt nicht vergü-
tete, ſo würde er doch mit Vergnügen ſuchen
mir unter die Arme zu greifen. Ich möchte zu
dem Ende ein richtiges Verzeichniß, von allem
was ich verlohren, machen, und dieſes vom M.
de Makarty, der die Convoye kommandirt,
unterzeichnen laſſen, dis, ſchrieb er, ſey des-
wegen höchſt nothwendig, damit die Rechnung
könnte in die Ausgabe gebracht, und als ein
Beleg beygelegt werden. Er verſprach mir,
daß ſobald er dieſe Rechnung zu Händen be-
kommen würde, ſo würde er es ſo einrichten,
daß mich der König entſchädigte. Der Mar-
quis von Vaudreuil hatte mich, vor ſeiner Ab-
reiſe, dem M. de Kerlereck, ſeinem Nachfolger em-
pfohlen, welcher aber wenig Achtung gegen
dieſe Empfehlung bewieſen hat. Er hat eine
Denkungsart, die der, welche ſein Vorgän-
ger beſaß, ganz entgegen geſetzt iſt, und hat zum
Vorwande, er ſey nicht blos ſo weit hergekom-
men um die Luft zu verändern. Er hielt mich
zu Neuorleans auf, und erlaubte mir erſt
1754, mit einer Flotte, die M. Faverot kom-
mandirte, wieder nach meiner Garniſon zu ge-
hen. Wegen der vielen Ballen Waaren, da-
mit die königlichen Fahrzeuge angefüllt waren,
konnte ich darauf keinen Raum für meine Rei-
ſeproviſion finden, und beklagte mich deswe-
gen beym M. de Kerlereck, der mich bey dieſer
Gelegenheit alles erſinnliche Misvergnügen em-

pfinden ließ. Als er mich hierauf fragte, wie viel Ballen ich mitnehmen wollte, ſo antwortete ich ihm: ich verſtünde mich nicht auf die Handlung: ich wäre ein Soldat und der König hätte mich nach Louiſiana geſchickt, ihm zu dienen, und daß ich hierinn meine Ehre ſuchte: endlich erlaubte mir M. de Kerlereck wieder zu meiner Garniſon zu reiſen.

Ich gieng den 17 Auguſt von Neuorleans ab, aber die Fahrzeuge waren, wie ich ſchon geſagt habe, mit Waaren ſo ſehr beladen, daß wir nicht vor dem Froſte nach dem Orte unſrer Beſtimmung kommen konnten, ſondern unterweges überwintern muſten, und das Geſchwader kam erſt im Januar 1755 nach dem Lande der Jllinois, wodurch ganz unbeſchreibliche Koſten, auf Rechnung des Königs, verurſacht wurden. Die Beſchwerlichkeiten einer ſo langen Reiſe griffen meine Geſundheit ſo ſehr an, daß ich ohne Hoffnung war. Ich gieng zu Fuße, und ließ mich von den Wilden führen, und wenn ich müde war, ſo ließ ich mich in einer Ochſenhaut, die man an zwey Stangen gebunden hatte, wie in einer Senfte tragen. Die Träger löſeten ſich untereinander ab, und ich kam auf dieſe Art zum zweytenmal auf das alte Fort Chartres, wo ich eine Cabane bezog, um darinn ſo lange zu wohnen, bis ich eine Wohnung in dem neuen Fort, welches beynahe fertig iſt, würde beziehen können.

Es

Es iſt von Steinen gebauet, hat 4 Baſtionen, und kann eine Garniſon von 300 Mann halten. Ich bat mir vom M. de Makarty die Erlaubniß aus, zur Veränderung der Luft nach Koakias, welches nur eine Tagereiſe vom Fort Chartres iſt, zu gehen. Man reiſet zu Waſſer und zu Lande dahin. Hier iſt auf dem linken Ufer des Mißißippi ein kleines Fort, weil die Paſſage von dem Lande der Illinois hierdurch gehet, ſo iſt dieſer Ort der Mittelpunct der Handlung in Neu Frankreich, welche wegen des Pelzwerkes beträchtlich iſt.

Die Prieſter von S. Sulpice, welche Herren der Inſul und Stadt Montreal ſind, haben hier eine Mißion, unter dem Namen der heiligen Familie Jeſus, angelegt. Es ſind aber nur 3 Prieſter da. Ich habe unter dieſen beſonders den Abt Mercier, einen Canadier, der Groß-Vicarius des Landes der Illinois war, gekannt. Er war ein Mann von ſehr exemplariſcher Frömmigkeit, und der die Wilden durch ſeine Tugend und Uneigennützigkeit erbauete, auch iſt mir ſeine Freundſchaft wegen der genauen Kenntniß, die er von den Sitten der Wilden hatte, ſehr nützlich geweſen. Er verſtand die Landesſprache, und weil er ſie ſehr geläufig redete, ſo ſchätzten ihn die Wilden ſehr hoch und thaten nichts wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Er hat den Weinberg des Herren in dieſen entfernten Ländern 48 Jahr gebauet,

bauet, und die Wilden haben dieſe ganze Zeit über viel Ehrfurcht gegen ihn gezeigt. Ein Mann von dieſem Character konnte zum Beſten dieſer Völker nicht lange genug leben. Dieſer Apoſtel der Wilden in Louiſiana wurde in der Faſten von einer auszehrenden Krankheit befallen, und ſtarb daran an einem Freytage wie ein chriſtlicher Held. Er hatte eine unvergleichliche Gegenwart des Geiſtes, und ich für mein Theil habe ihn ſehr bedauret. Die Franzoſen und die Wilden waren über ſeinen Tod untröſtlich, und dieſe letzten ſchickten Abgeordnete, die nach ihrer Gewohnheit bey ſeinem Grabe weinen muſten. Sie kamen haufenweiſe zu dem Hauſe des Verſtorbenen, und fiengen ein klägliches Geſchrey an. Die armen Leute ſchienen ganz betroffen, und der Schmerz war auf ihren Geſichtern gemahlt. Ob wir ſie ſchon Wilde nennen, ſo wiſſen ſie doch die wahren Tugenden an einem Menſchen zu ſchätzen. Dieſer Mann hatte ſein ganzes Leben über an ihrer Wohlfarth gearbeitet, und ſie nannten ihn deswegen ihren Vater, und das Oberhaupt des Gebetes.

Was für ein Unterſchied war zwiſchen dieſem Mißionair und einem ſeiner Vorgänger, der ſich fälſchlich die Entdeckung von Louiſiana zuſchrieb. Dis war der Pater Hennepin, ein Barfüßer, von dem ich Ihnen etwas erzählen muß.

Er

Er gab 1683 eine Relation heraus, deren Titel falſch iſt, denn das Land, welches dieſer Mönch und Herr Decan entdeckten, indem ſie den Fluß Mißißippi, von dem Lande der Illinois an, bis an den Waſſerfall S. Antoine herauf ſchiften, gehört nicht zu Louiſiana, ſondern zu Canada. Die Nachricht von der zweiten Reiſe des Pater Hennepin, die in der 5ten Sammlung der Reiſen nach Nordamerika ſtehet, iſt eben ſo unrichtig. Ihr Titel iſt: **Reiſe nach einem Lande, welches größer als Europa iſt und zwiſchen dem Eismeere und Neu-Merico liegt.** Denn ob man gleich ſehr weit herauf auf den Mißißippi gekommen iſt, ſo iſt man doch noch immer ſehr weit vom Eismeer geweſen. Als der Autor dieſe zweite Reiſe herausgab, ſo war er mit dem M. de la Salle zerfallen; es ſcheint ſogar, daß ihm verbothen worden wieder nach Amerika zu gehen, und daß der Verdruß hierüber ihn auf den Entſchluß brachte, ſich nach Holland zu begeben, wo er ein drittes Werk unter dem Titel herausgab: **Neue Beſchreibung eines ſehr großen Landes, welches in Amerika zwiſchen Neu-Merico und dem Eismeere liegt, mit Anmerkungen über die Unternehmungen des M. de la Salle und andere Sachen, die die Erdbeſchreibung und Geſchichte des nördlichen Amerika betreffen.**

Der Autor läßt in dieſem Buche ſeinen Verdruß nicht allein an dem M. de la Salle aus, ſondern er läßt auch Frankreich ſeinen Zorn empfinden, von welcher Krone er ſich für beleidigt hielt. Er glaubt ſeine Ehre dadurch zu retten, daß er erklärt, er ſey ein gebohrner Unterthan des Königs von Spanien (1): aber er hätte bedenken ſollen, daß er auf Koſten der Krone Frankreich durch Amerika gereiſet, und daß er und Herr Decan im Namen des Allerchriſtlichſten Königs von den Ländern, die ſie entdeckt, Beſitz genommen. Er ſchämte ſich ſogar nicht zu behaupten, er dedicire ſeine Nachrichten mit Erlaubniß des Catholiſchen Königs ſeines erſten Souverains, dem Könige von Engelland Wilhelm III. und er ſucht darinn dieſen Monarchen aufzumuntern, dieſe weitläuftigen Länder zu erobern, und Mißionarien dahin zu ſchicken, um die Wilden zu bekehren. Ein Schritt, der die Katholiken zum Lachen bewegte, und ſelbſt den Proteſtanten mißfiel, welche erſtaunten, daß ein Mönch, der ſich einen apoſtoliſchen Mißionair nannte, einen proteſtantiſchen Monarchen zu bereden ſuchte, eine Römiſche Kirche in der neuen Welt zu etabliren. Seine Werke ſind überdas in einem redneriſchen Styl geſchrieben, welcher durch ſei-

(1) Er war aus Donay gebürtig.

ſeinen Schwulſt, und die Freyheiten, welche ſich der Autor nimmt, wie auch durch die unanſtändigen Schmähungen, die er mit untermiſcht, misfällt. Der Pater Hennepin hat ſich das Privilegium der Reiſenden zu nutze zu machen geſucht, deswegen ihn auch ſeine Reiſegefährten heftig getadelt haben, welche verſichern, er ſey in allen ſeinen Erzählungen nie bey der Wahrheit geblieben. Man ſiehet hieraus, daß ihn die Eitelkeit, und nicht der Eifer die Wilden zu bekehren, nach der neuen Welt gezogen.

Während der Zeit, daß ich bey den Koakias war, kamen Wilde von der Nation der Oſages an. Dieſe verehrten als ihren Manitu eine gedörrte Schlange von ausserordentlicher Größe. Sie erzählten: dis ungeheure Thier habe große Verwüſtung in ihrem Lande angerichtet, und habe einen Tyger auf einmal verſchlingen können. Sie hätten ihm deswegen den Krieg angekündigt, und es angegriffen. Sie hätten es aller Orten verfolgt, aber weder Flintenkugeln noch Pfeile hätten durchdringen wollen, weil ſein Leib mit einer harten Schale, beynahe wie ein Crokodil, wäre umgeben gewesen. Endlich hätten ſie es doch getödtet, indem ſie ihm Kugeln und Pfeile in die Augen geſchoſſen. Der, welcher es getödtet hatte, trug die Zeichnung davon an ſeinem Leibe beynahe eben wie mir die Akankas einen

Rhe=

Rhebock in die Lende äzten. Sie beitzten ſolche Bilder auf folgende Art ein. Sie zeichnen das Bild desjenigen Objects oder Thieres, welches ſie einbeitzen wollen, mit ſchwarzer Farbe oder Canonenpulver auf die Haut. Hernach ritzt man die Haut mit Nadeln bis es anfängt zu bluten, und wiſcht mit einem Schwamme, der in aufgelöſetes Salz gedunkt iſt, ganz leicht darüber weg, dis vermiſcht das Blut mit der ſchwarzen Farbe, und verurſacht eine Kruſte auf der Haut, die die Figur unauslöſchlich macht. Dieſes geht nicht ohne empfindlichen Schmerz ab, weil es aber gleichſam ein Ordenszeichen iſt, welches man nicht anders als zur Belohnung rühmlicher Thaten bekommt, ſo duldet ein jeder die Schmerzen gern, um das Zeichen eines Helden zu tragen. Dieſe Ehrenzeichen werden vermehrt, ſo wie einer mehr rühmliche Handlungen im Kriege thut.

Wenn es ſich jemand von dieſem Volke einfallen ließe, ſich eine ſolche Figur einbeitzen zu laſſen, ohne ſich im Felde hervorgethan zu haben, ſo wurde er degradirt, und als ein Niederträchtiger angeſehen, der dieſer Ehre nicht würdig wäre, die nur denen gebühret, die ihr Leben edelmüthig für ihr Vaterland in Gefahr ſetzen. Selbſt die Söhne der Caciquen werden bey dieſen Völkern nicht vorge-

gezogen, außer wenn ſie, nach dem Beyſpiele ihrer Voreltern, tugendhaft und tapfer ſind.

Ich habe einen Wilden geſehen, der, ob er ſich gleich niemals in Vertheidigung ſeines Vaterlandes hervorgethan, ſich dennoch ein Ehrenzeichen einbeitzen ließ, um diejenigen zu betrügen, die nur nach dem äußern Scheine urtheilen. Dieſer Geck wollte in der Abſicht für einen Held angeſehen werden, um eins der hübſcheſten Mädgens ſeiner Nation zur Frau zu bekommen, welche, ob ſie gleich eine Wilde war, ſehr vielen Ehrgeitz beſaß. Als er auf dem Puncte war, die Heyrath mit der Familie ſeiner Braut zu ſchließen, ſo verſammleten ſich die Häupter der Krieger, welchen es verdroß, daß ein Poltron ein Ehrenzeichen trüge, das nur für verdiente Krieger gehörte. Sie beſchloſſen dieſe Kühnheit der Krieger zu beſtrafen, und um dergleichen Misbräuchen vorzubeugen, wodurch Helden und Feigherzige in eine Klaſſe geſetzt würden, ſollte dem Prahler das Zeichen der Streitkolbe abgeriſſen, das heißt, die Stelle geſchunden werden, welches Ehrenzeichen er ſich angemaßet, ohne jemals einen Streich damit gethan zu haben, und eben dis ſollte allen widerfahren, die ſich dergleichen zu thun unterfangen würden.

Weil das Urtheil, welches dieſer Senat der Wilden geſprochen, ganz unwiederruflich war, und er keine Gnade zu hoffen hatte, ſo erbot

erbot ich mich, um die Ehre der Nation zu retten, und aus Mitleid gegen dieſen Unglücklichen, ein Arzt bey ihm abzugeben. Ich verſicherte, daß ich ihm die Haut mit dem Zeichen abziehen wollte, ohne daß es ihm Schmerzen verurſachen ſollte, und daß ſich ſein Blut, durch die Kraft meiner Medicin, in Waſſer verwandeln würde. Die Wilden, welche mein Geheimniß nicht wuſten, glaubten, ich ſpottete ihrer: nachdem ich alſo die Manieren eines Zauberers angenommen, ſo ließ ich den Prahler eine Schale voll Syrop, darinn ich Opium gethan, austrinken, und legte, unterdeſſen, daß er ſchlief, ein Spaniſch Fliegenpflaſter auf die Streitkolbe, welche er auf der Bruſt trug, und hernach einige Blätter von Wegbreit, die auf dieſer Stelle einen Geſchwulſt verurſachten; das Zeichen gieng mit ſammt der Haut ab, und es kam aus der Wunde nur eine wäſſerigte Feuchtigkeit. Dis Kunſtück ſetzte die Indianiſchen Gauckler, welche die Eigenſchaften der Spaniſchen Fliege nicht kannten, in Erſtaunen. Dieſe Fliegen ſind in dem nördlichen Amerika ſehr häufig, ſie leuchten des Nachts, und man kann bey ihrem Lichte die feinſte Schrift leſen, wenn man ſie nahe bey die Buchſtaben hält.

Obgleich die Wilden von den Europäern ſo ſehr verſchieden ſind, ſo findet man doch in den Sitten der erſtern oft eben das, was man

bey

bey den letztern beobachtet. Das folgende Beyſpiel ſoll dieſes beweiſen.

Ein Officier von dem Regiment Jlle de France verliebte ſich im Jahr 1749 in ein junges Frauenzimmer in Paris, und die Mutter des Mädgens verſprach ihm, daß ſie ſie ihm geben wollte, ſobald er das Ludwigs Kreutz haben würde. Die Liebe und das Verlangen ſeine Heyraht zu beſchleunigen, verleiteten ihn, daß er ſich dieſes Ehrenzeichen, welches der König allein giebt, ſelbſt gab: und nun ſahe ihn die Mutter ſchon als ihren Schwiegerſohn an. Aber wenige Tage hernach begegnete der falſche Ritter einem Officier von ſeinem Regimente, der älter im Dienſte, als er, war, und ſehr erſtaunte, daß einer, der hinter ihm war, mit dem Kreutze prangete. Dieſer antwortete ihm, man könnte alles erlangen, wenn man Gönner und gute Freunde hätte. Der ältere Officier gieng alſobald zum M. d'Argenſon und beklagte ſich über den Tort, der ihm dadurch geſchehen wäre, daß ein jüngerer Officier, als er, das Kreutz bekommen hätte. Der Miniſter verneinte, daß dieſes geſchehen ſey, und ließ ſich das Verzeichniß von der letzten Promotion bringen. Weil ſich dieſer Officier nicht darauf befand, ſo wurde er arretirt, und vor das Gericht der Marſchälle von Frankreich gebracht. Man hielt über dieſe Sache ein Kriegsgericht in dem Invaliden Hauſe,

darin

darinn M. de Belleisle den Vorſitz hatte, und der falſche Ritter wurde darinn verurtheilt, daß ihm das Kreutz ſollte abgeriſſen, und er ſelbſt degradirt werden, und 20 Jahr auf einer Citadelle gefangen ſitzen.

Was die Weiber der Wilden betrift, dieſe können ſich ſo viel Bilder in die Haut beitzen laſſen, als ſie wollen. Ich habe einige geſehen, die ſogar auf den Brüſten Figuren hatten. Ob dieſes gleich ſehr empfindliche Stellen ſind, ſo ſtehen ſie doch die Marter herzhaftig wie die Männer aus, um dieſen zu gefallen, und in die Augen derſelben deſto ſchöner zu ſeyn.

Um wieder auf dem Manitu der Oſages zu kommen, ſo wünſchte ich ſehr ihn in meine Gewalt zu bekommen, um Ihr Naturalien-Cabinet damit zu vermehren. Ich handelte mit dem Prieſter, der ihn in Verwahrung hatte, darüber, und bot ihm Europäiſche Waaren dafür an. Ich ſtellte ihm vor, der Dienſt, den er dieſem Thiere erzeigte, ſey ein Misbrauch, und er müſte mit uns den großen Geiſt, oder Urheber der Natur verehren. Aber dieſer liſtige Diener des Teufels geſtand mir, daß ſeine dummen und abergläubigen Landsleute alles anbeteten, was auſſerordentlich wäre, und daß er großen Profit von ſeinem Manitu zöge. Denn da er ein Arzt und Gauckler wäre, ſo überredete er ſie leicht, ihr

Gott

Gott eſſe des Nachts mit dem böſen Geiſte, und ſie muſten ihm Lebensmittel für denſelben und ſeine Thierhäute, ihn damit auszuſchmücken, in ſeine Hütte bringen.

So beſtärkte dieſer Betrüger durch ſeine liſtigen Reden dieſe armen Leute in ihren Irrthümern und Vorurtheilen. Dieſe Wahrſager überreden das Volk, ſie hätten Umgang mit dem böſen Geiſte, vor dem ſie ſich ſehr fürchten, weil ſie glauben, er könne nichts als böſes thun. Was den großen Geiſt betrift, ſo ſagen ſie, weil dieſer gut wäre, ſo würde er ihnen nicht ſchaden.

Ich will dieſen Brief mit der Erzählung von dem Tode eines Wilden von der Nation der Collapiſſas beſchließen, der ſich für ſeinen Sohn aufopferte. Ich habe dieſe heldenmüthige That, welche einer der edelſten iſt, die ein Menſch thun kann, immer bewundert.

Als einſt ein Chactas ſehr übel von den Franzoſen redete, und ſagte, die Collapiſſas wären ihre Hunde, oder Sclaven, ſo verdroſſen dieſe nachtheiligen Reden einen von dieſer Nation ſo ſehr, daß er den Läſterer mit ſeiner Flinte todt ſchoß. Die Nation der Chactas, welche die ſtärkſte und erfahrenſte im Kriege in dieſem ganzen Lande iſt, ergriff ſogleich die

Waffen und ſchickte Abgeordnete nach Neuor-leans, die den Kopf des Mörders, der dahin unter franzöſiſchem Schutz geflüchtet war, von dem Gouverneur fordern muſten. Dieſer bot ihnen Geſchenke an, um die Streitigkeit bey-zulegen: aber die Nation der Chactas wollte nichts annehmen und drohete ſogar, das Dorf der Collapiſſas zu zerſtöhren. Man ſahe ſich alſo, um Blutvergießen zu verhüten, gezwungen, den unglücklichen Wilden auszu-liefern. Herr Ferrand, der auf dem Poſten der Deutſchen, auf dem rechten Ufer des Miſ-ſißippi kommandirte, muſte dieſe Verrichtung über ſich nehmen. Der Ort, wo er den Wil-den übergeben wurde, war zwiſchen dem Dor-fe der Collapiſſas und dem Poſten der Deut-ſchen, wo man auf folgende Art mit ihm ver-fuhr.

Der Name des Wilden, der hinge-richtet werden ſollte, hieß Tichou Mingo, das iſt, **ein Knecht des Caciquen.** Er hielt, nach der Gewohnheit dieſer Völker, ſte-hend eine Rede, und ſagte: „Ich bin ein „wahrer Menſch, das heißt, ich fürchte den „Tod nicht, aber ich beklage das Schickſal „meiner Frau und meiner vier Kinder, „die ich noch ſehr jung zurücklaſſe, und „meiner alten Eltern, die ich von meiner

Jagt

„Jagt (1) erhielt. Ich empfehle ſie den Fran„zoſen, weil ich deswegen aufgeopfert werde, „daß ich ihre Partie genommen.„

„Kaum hatte er dieſe kurze und nachdrückliche Rede geendigt, als ſein zärtlicher alter Vater hervortrat, und die Verſammlung alſo anredete: „Es iſt etwas außerordentliches, daß mein Sohn ſterben muß. Da er aber jung und ſtark iſt, ſo iſt er eher im Stande, als ich, ſeine Mutter, ſeine Frau und vier junge Kinder zu ernähren: es iſt daher nothwendig, daß er auf der Erde bleibe, um ſie zu verſorgen. Was mich betrift, ſo bin ich am Ende meiner Tage, und habe lange genug gelebt: ich wünſchte ſogar, daß mein Sohn ſo alt werde wie ich, damit er meine Enkel erziehen könne. Ich aber bin zu nichts mehr nütze, einige Jahre mehr oder weniger ſind mir gleichgültig. Ich habe wie ein Menſch gelebt, und will auch alſo ſterben, deswegen will ich an die Stelle meines Sohnes treten.„ (2)

(1) Er war der beſte Jäger von der ganzen Nation.

(2) Dieſe Völker folgen dem Rechte der Wiedervergeltung, und rächen den Tod durch den Tod: es iſt genug, daß einer von der Nation ſtirbt, wenn er auch nicht einmal mit dem Verbrecher verwandt iſt: die Sclaven ſind allein hiervon ausgenommen.

Bey dieſen Worten, die ein ſo nachdrücklicher Beweiß ſeiner väterlichen Liebe waren, kam ſeine Frau, ſein Sohn und Schwiegertochter, und ſeine vier Enkel mit Augen voller Thränen, um den muthigen Greis herum. Er umarmte ſie zum letztenmale, und ermahnte ſie, den Franzoſen treu zu bleiben, und lieber zu ſterben, als dieſelben, durch eine Niederträchtigkeit, die ſeines Bluts unwürdig ſey, zu hintergehen. Zuletzt ſagte er, ſein Tod wäre ein Opfer, welches ſeiner Nation nothwendig wäre, und er machte ſich einen Ruhm daraus, ſich für dieſelbe aufzuopfern. Nachdem er dieſe Worte geredet, ſo reichte er ſeinen Kopf den Verwandten des Getödteten dar, die ihn auch annahmen. Hierauf legte er den Kopf auf einen Stamm von einem Baume, und ſogleich wurde er ihm mit einer Axt abgeſchlagen.

Durch dieſen Tod wurde aller Streit geendigt, doch muſte der junge Menſch denen Chactas den Kopf (1) ſeines Vaters ausliefern: indem er ihn von der Erde aufhob, redete er ihn alſo an: „verzeihe mir deinen Tod und erin-

(1) Sie ſteckten den Kopf auf eine Stange und trugen ihn, wie ein Siegeszeichen, zu ihrer Nation.

innere dich meiner im Lande der Seelen.„ Alle Franzoſen, die zugegen waren, wurden erweicht, und bewunderten die Standhaftigkeit dieſes Greiſes, der mit jenem berühmten römiſchen Redner verglichen werden kann, welchen ſein Sohn, unter dem Triumvirat, verborgen hatte. Als dieſer hörte, daß ſein Sohn gemartert wurde, um ſeinen Vater zu entdecken, ſo konnte er nicht ertragen, daß ſein tugendhafter Sohn ſo gequält würde, er kam daher von ſelbſt hervor, reichte den Mördern ſeinen Kopf dar, und bat ſie, ihn zu tödten, und das Leben ſeines Sohnes zu verſchonen: der Sohn hingegen beſchwor ſie ihm das Leben zu nehmen, und es ſeinem Vater zu ſchenken. Aber die römiſchen Soldaten, welche weit grauſamer als dieſe Wilden waren, ermordeten beyde zugleich, und auf einer Stelle.

M. Ferrand, welcher mich auf meiner letzten Reiſe nach dem Lande der Illinois begleitete, fiel in der rauheſten Jahrszeit in den Miſſißippi: in dem Augenblicke, da der reiſſende Strohm ihn mit ſich fort in einen Strudel riß, kam ein Jäger von den Akankas, der ſich zum Glücke mit ſeinem Canot auf dem Fluſſe befand, herzu, und rettete ihm das Leben. Der Officier ſagte darauf zu ihm: er hofte in der Folge Gelegenheit zu haben, ihm dieſen

edlen Dienſt, den er ihm erwieſen, zu vergel-ten. Bey dem erſten Worte, das er hiervon vorbrachte, fiel ihn der Wilde in die Rede, und verſicherte: er habe nur die Schuldigkeit eines Bruders gethan, und einer müſſe dem andern in Gefahr beyſtehen: da ihm der große Geiſt die Kunſt, wie ein Fiſch zu ſchwimmen, geſchenkt, ſo könne er dieſe nicht beſſer anwenden, als wenn er dadurch ſeinem Mitmenſchen das Leben rettete.

Die Wilden von beyderley Geſchlechte lernen ſehr früh ſchwimmen. Ich habe oft mit Vergnügen geſehen, daß die Mütter ihre Kinder in einen Dümpfel von klarem Waſſer legten, und darinn herum ſchwammen, wie die Fröſche. Iſt eine ſolche Erziehung nicht weit mehr werth, als unſre Europäiſche? Die Frage, von der ich hier handle, iſt in einem Lande, wo beynahe alle Reiſen zu Waſſer geſchehen, von der äußerſten Wichtigkeit. Ich will mich nicht bey Dingen aufhalten, die hier überflüßig ſeyn könnten: ich will nur ſagen, daß dasjenige, was ein Menſch nach der geſunden Vernunft zuerſt wiſſen muß, die Erhaltung ſeines Lebens iſt, und daß es ſehr zu wünſchen wäre, daß die Europäiſchen Mütter hierinn, und auch darinn, daß ſie ihre Kinder ſelbſt ſtillten, den Wilden nachahmten. Dieſe Handlung, welche die Natur befiehlet, würde viele Vorfälle mit untergeſcho-

benen

benen Kindern verhindern. Ohne mich auf die Beyſpiele zu beziehen, welche in den berühmten Rechtshändeln hiervon angeführt werden, will ich nur ein Exempel anführen, welches ſich erſt kürzlich zugetragen, und das einen Beweis von den Unbequemlichkeiten abgiebt, die durch dergleichen gedungene Ammen oft verurſacht werden. Ein Edelmann, der jetzo Officier bey meiner Garniſon iſt, iſt von ſeiner zarten Jugend an lange verlohren geweſen. Gleich nach ſeiner Geburt ſchickte man ihn von Paris in das Herz der Normandie und er wurde erſt in ſeinem 22 Jahre, und zwar durch einen Zufall, von ſeiner Familie wieder erkannt, nachdem er viel Elend und viele Gefahren ausgeſtanden.

Ich erinnere mich, daß ich im Jahr 1749, als ich auf einer Reiſe von Paris nach Arpajon war, ein Augenzeuge eines Unglücks geweſen bin, welches einem Kinde widerfuhr, das ſeine Eltern von ſich entfernt hatten, um dadurch nicht in ihrer Bequemlichkeit geſtöhrt zu werden. Die Amme, der dis Kind anvertrauet war, hatte es in ihre Schürze genommen, als ſie im Begriff war in einen Poſtwagen zu ſteigen. Die Schürze, welche hinten zugebunden war, gieng auf und das Kind fiel todt auf die Erde.

Es ſey mir erlaubt hier anzumerken, daß die Europäerinnen von den Wilden in ihrer Denkungsart gänzlich verſchieden ſind.

„Ihre grobe und wilde Richtigkeit folgt wenigſten den Geſetzen der einfältigen Natur.„

M. Thomas.

Die Wilden würden es ſich für eine Schande halten, ihre Kinder der Sorgfalt einer fremden Frau, die ſehr weit von ihnen entfernt iſt, anzuvertrauen: ſie fürchten nicht, wie die Europäerinnen, die Zärtlichkeit ihrer Männer dadurch zu verlieren, daß ſie ein Pfand der gegenſeitigen Liebe unter ihrem Herzen getragen. Im Gegentheil vermehrt ſich ihre eheliche Liebe, und das Vergnügen ihr Geſchlecht fortgepflanzt zu haben, und ſich ſelbſt täglich in ihren Kindern aufleben zu ſehen, hält ſie wegen der Mühe, die ihnen die Wartung und Erziehung derſelben verurſacht, ſchadlos.

Die weißen Weiber, die man hier Creolen nennt, folgen in Amerika der Europäiſchen Mode, und halten es ſich für unanſtändig ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen: ſie übergeben ſie, ſobald ſie ſchwanger ſind, einer ſchwarzen oder rothen Sclavinn, ohne ſich darum zu bekümmern, ob das Geblüt derſelben nicht verderbt

iſt.

iſt. Verſchiedene geſchickte Aerzte haben aus phyſikaliſchen Gründen dargethan, daß die Milch einen Einfluß auf die Neigungen der Kinder hat. Ich habe in Amerika oft erlebt, daß Kinder durch die liederliche Lebensart ihrer Animen aufgeopfert ſind, welches die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts hindert. Doch ich überlaſſe dieſe Materie den Herrn von der Mexicaniſchen Facultät, dieſe werden es beſſer verſtehen, als ich.

Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich allezeit ſeyn werde. Mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois den 21 Jul. 1756.

N. S.

Ein wilder Courier, der eben ankommt, bringt uns die angenehme Neuigkeit, daß wir Choaguen, und die Oerter, die davon abhangen, an dem See Ontario, eingenommen.

Die Garniſon dieſes Ortes, welche aus 1500 Mann regulirter Truppen beſtanden, iſt zu Kriegsgefangenen gemacht, und hat die Capitulation annehmen müſſen, welche ihr M. de Montcalm hat accordiren wollen. Dieſer

General hat alſobald die 5 Fahnen von den Regimentern, die in dieſem Platze gelegen, nach Quebeck geſchickt.

M. Rigaud (1), welcher Gouverneur der drey Flüſſe war, kommandirte die Canadier und die Wilden, und hatte einen vortheilhaften Poſten eingenommen, von dem er dem Feinde die Zufuhr, und den Rückzug abgeſchnitten.

Die Landſoldaten, die Truppen der Colonie, wie auch die Canadier und Wilden, haben ſich gleich tapfer gehalten. Wir wiſſen noch nicht die Anzahl der Todten auf feindlicher Seite, doch weiß man, daß ihr General, beym Anfange des Angrifs, geblieben iſt. Wir haben von unſrer Seite in dieſer rühmlichen Unternehmung nur drey Soldaten verlohren. Der Obriſte Bourlamaque von der Infanterie iſt leicht verwundet, wie auch 7 oder 8 Canadier. Aber zum Unglück iſt M. Decomble, einer von unſern Ingenieurs, von einem Wilden mit einem Flintenſchuß getödtet, dieſer ſa-

he

(1) Er iſt ein Bruder des Marquis de Vaudreuil, welcher mit dem Titel, eines General-Gouverneurs über Canada und Neu-Frankreich, nach Amerika zurück gekommen iſt.

he ihn, wegen ſeiner Uniform, die von der Uniform der übrigen Officiers unterſchieden war, für einen Engelländer an.

Der Marquis de Montcalm läßt jetzo die Befeſtigungswerke, um Choaguen, ſchleifen, und die Lebensmittel und Munition, wie auch 100 Canonen, welche er darinn gefunden, werden nach Frontenak geſchaft.

IX. Brief.

An eben denſelben.

Abreiſe des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beſchreibung einer Caravane Elephanten, welche in der Gegend des Fluſſes Oyo angelangt.

Mein Herr!

Allem Anſcheine nach wird dieſes der letzte Brief ſeyn, den Sie von mir aus dieſem Lande erhalten werden. Einer Verordnung der Aerzte zufolge ſchicke ich mich an

wieder nach Frankreich zu gehen, und die Bourbonſchen Bäder daſelbſt zu gebrauchen, um den übeln Folgen vorzubeugen, die mir eine alte Wunde drohet, welche ich vor langer Zeit in dem Sturme des Chateau Dauphin bekommen. (1)

Unſer Kommandant hat geſtern durch einen Expreſſen die Nachricht von dem Fort Quene erhalten, daß die Engelländer große Zurüſtungen machen, dieſen Poſten wieder zu erobern. M. de Macarty hat auch ſchon einen Transport Lebensmittel abgeſchickt um den Ort damit zu verſehen. Der Ritter de Villiers kommandirt dieſes Fort an meiner Stelle, weil mir meine ſchlechte Geſundheit nicht erlaubt hat die Reiſe dahin zu thun. Wenn ich wäre im Stande geweſen dahin zu reiſen, ſo würde ich den Ort haben unterſuchen können, wo ein

(1) Dis iſt ein feſter Ort in Piemont, der auf einem Gipfel von den Alpen Gebirgen liegt. Er wurde 1744 den 19ten Julii unter der Anführung des Prinzen Conti erobert.

Die Brigade von Poitu, welche der brave M. de Chevert anführte, that ſich in dieſer Action ganz beſonders hervor, und zog die Bewunderung von ganz Europa auf ſich. Man ſehe die Zeitungen von dieſem Jahre.

ein Wilder Elephantenzähne fand: er gab mir einen Backenzahn davon, der ungefähr 6 und ½ Pfund wog.

Im Jahr 1735 fanden die Canadier, welche mit den Tchicachas Krieg führten, an dem ſchönen Fluß Oyo ſieben Gerippe von Elephanten. Dis macht mir es wahrſcheinlich, daß Louiſiana mit Oſtindien zuſammen hängt, und daß dieſe Elephanten aus Aſien, durch das weſtliche Amerika, welches wir noch nicht kennen, hierher gekommen. Eine Heerde dieſer Thiere hat ſich vielleicht verirret, und iſt in dis feſte Land gekommen, und da die Wilden damals noch kein Schießgewehr gekannt, ſo haben ſie ſie nicht ausrotten können, und es iſt deswegen möglich, daß ſie immer in den Wäldern fortgegangen, und endlich an den Ort, von dem ich ſchon geredet habe, gekommen ſind. Dieſer Ort iſt auf der Charte von Louiſiana mit einem Kreutz bemerkt. Vielleicht ſind die Elephanten hier in moraſtige Gegenden gekommen, und wegen ihrer ungeheuren Schwere darinn ſtecken geblieben.

Im Jahr 1752 brachten die Miſſouris dem Baron Porneuf, der das Fort Francois in ihrem Lande kommandirte, das Fell von einem Thiere, welches bis hierher in Amerika unbekannt geweſen iſt. Er ſchickte es zum Geſchenk

ſchenk an die Marquiſe von Vaudreuil, die ſich eine Muffe daraus machen ließ. Dis Thier mochte noch einmal ſo groß ſeyn, als ein Fuchs in Europa, die Haare auf ſeinem Felle waren ſo fein und weich wie Sammet und ſchwarz und weiß geſprenkelt.

Einige Schriftſteller behaupten, man habe durch Nova Zembla, oder die Inſel Carambicee, die gegen Norden der alten Welt liegt, über das Eis bis nach Grönland kommen können. Sie glauben, dis ſey der Weg, durch den die erſten Einwohner nach Amerika gekommen, und die Meerenge, welche hier die feſten Länder von einander ſcheidet, ſey gegen Oſten mit Bergen von Eis bedeckt. Aber alle die, welche dieſen Weg durch Norden nach Indien verſucht haben, ſind von den weißen Bären gefreſſen oder durch das Eis umgekommen.

Meine Gedanken hiervon ſind: wenn die erſten Einwohner durch dieſen Weg nach Amerika gekommen wären, ſo würden ſie ſich in Canada, Neu-Engelland, und Louiſiana vornemlich etablirt haben, weil die nördlichen Theile dieſer Länder mit dem Lande, aus welchem ſie gekommen, beynahe einerley Clima haben. Man weiß aber, daß, als die Franzoſen und Engelländer das nördliche Amerika

ent-

entdeckten, nur ſehr wenige Einwohner darinn waren, da im Gegentheil die Spanier, welche Mexico und Peru eroberten, Kayſer und Könige in dieſen Ländern fanden, welche zahlreiche Armeen aufbringen konnten, und ihren Abgöttern jährlich 20000 Gefangene opferten. Man hat daher Urſach zu glauben, daß die erſten Menſchen durch Weſten, nemlich Mexico und Louiſiana, nach Amerika gekommen (1). Die Elephanten, welche man hier gefunden, beſtärken dieſe Vermuthung. Noch mehr, wenn ich die Wilden, welche Sioux des Prairies genannt werden, und im Lande herumziehen, gefragt habe, ſo haben ſie mir geantwortet: ſie hätten von andern Wilden gehört, daß gegen Weſten bekleidete Menſchen wären, die auf dem großen See mit großen Piroguen (2) herumſchiften. Daß ſie in großen Dörfern wohnten, die von weißen Steinen erbauet wären, und daß ſie einem mächtigen Oberhaupte gehorchten, welches große Armeen ins Feld ſtellen könnte.

Ueber-

(1) Louiſiana grenzt gegen Nordoſt an Canada, gegen Oſten an Florida und die Engliſchen Colonien, und gegen Weſten an Neu Mexico. Die Grenzen gegen Nordweſten ſind noch nicht beſtimmt.

(2) Die Wilden nennen das Meer den großen See und die Schiffe Piroguen.

Ueberdas beten die Mexicaner die Götzenbilder wie die Indianer an, und die wilden Natches haben einen Tempel und Götzendienſt. Man hat in ihrer Sprache chineſiſche Wörter entdeckt. Einige Wilde ſchneiden ſich die Haare ab, oder reiſſen ſie ſich aus, und laſſen nur einen Zopf davon ſtehen, wie eine Mönchskrone, woran ſie bunte Federn befeſtigen. Sie ſchneiden ſich niemals die Nägel ab, welches in China als ein Unterſcheidungszeichen des Adels angeſehen wird, daß ſie nemlich an der rechten Hand ſehr lange Nägel tragen.

Wenn die Menſchen aus Europa nach Amerika gekommen wären, ſo würde ſich das Geſchlecht der weißen Menſchen darin erhalten haben, denn wir ſehen, daß ſeit drittehalb hundert Jahren, da Columbus die neue Welt entdeckt, die Europäer, welche ſich darinn niedergelaſſen, die weiße Farbe ihrer Vorfahren, von Geſchlecht zu Geſchlecht, behalten haben. Die Thiere in Amerika ſind von den Europäiſchen ganz verſchieden, und man findet davon im Plinius und andern Naturbeſchreibern nicht die geringſte Nachricht. Doch wir müſſen uns begnügen laſſen, die Werke des Schöpfers mit Ehrfurcht zu bewundern, ohne ſeine Geheimniſſe ergründen zu wollen.

Im

Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, daß, als die Spanier S. Domingo in Cuba entdeckten, ſie dieſe Inſeln ſehr bevölkert fanden; aber ſie erwürgten die meiſten von denſelben, unter dem Scheine der Religion, um ihr Gold zu bekommen. Aus dieſer Urſache ſagte ein kleiner König auf einer dieſer Inſeln, welcher den Spaniern entwiſcht war, ſeinen Leuten: das Gold ſey der Gott ihrer Feinde, weil ſie mit ſo vieler Gefahr ſo weit her kämen, um es zu beſitzen, und man müſſe ihnen alles hingeben, um Ruhe zu haben. Ein andrer Cacique wurde von der Inquiſition zum Feuer verdammt, ein Jeſuit redete ihm zu, er möchte ein Chriſt werden, ſo würde er ins Paradies kommen: aber er proteſtirte dawider, daß er nicht hinein wollte, wenn Spanier darinnen wären. Dieſe unglücklichen Wilden hatten einen ſolchen Abſcheu gegen die Spanier, daß ſie nicht bey ihren Weibern ſchliefen, um ſo grauſamen Herren keine Sclaven zu zeugen. Wenn ſie die Spanier aufgefreſſen haben, ſo iſt dies gewiß aus Rache, und nicht aus Geſchmack am Menſchen Fleiſche geſchehen. Denn ſie ſagten: es wäre unmöglich, daß das Fleiſch von einem Spanier gut ſeyn könnte.

Ich habe vergeſſen Ihnen in meinem letzten Briefe zu melden, daß ich mit zu dem Kriegs-Feſtin eingeladen war, welches das Ober-

haupt der Illinois angeſtellt, um Krieger zu werben, die unter dem Ritter de Villier mit zu Felde ziehen ſollten. Dieſer erhielt von dem Kommandanten die Erlaubniß, eine Partie Franzoſen und Wilde auf die Beine zu bringen, um den Tod des M. de Jumonville ſeines Bruders zu rächen, den die Engelländer, noch vor dem Kriege, ermordet hatten. „Die wilden Bewohner dieſer Zonen haben in ihren „Wüſten mit Grauſen dieſe abſcheuliche That „gehört, und eilen von allen Enden her deswegen Rache zu ſuchen, und ihre Keulen mit „den Blitzen Frankreichs zu vereinigen.

Jumonville: Ein Gedicht von
M. Thomas.

Das Oberhaupt der Illinois heißt Papape-changouhias und iſt mit vielen Franzöſiſchen Familien verwandt, die in dieſem Lande wohnen. Dieſer Cacique iſt dem Prinzen Tamaroas mit dem Zunamen Chikagou, der 1754 geſtorben, gefolgt. Er trägt die Medaille des Verſtorbenen, und hat durch ſeine Ergebenheit denen Franzoſen ſchon genugſam bewieſen, daß er würdig iſt ſie zu tragen. Als das Detachement des Ritters de Villier (1) in marſch-

ſer-

(1) Man muß den M. de Villier, der den Zunamen le Grand führete, und ſchon 1753 auszog, den Tod ſeines Bruders zu rächen, nicht mit dem Ritter de Villier verwechſeln, der dies De-

tache-

fertigen Stande war, bat ſich Papaye-chan-gouhias aus, ihn mit ſeinen Kriegern zum Wegweiſer zu dienen, und ſie marſchirten den 1 April 1756 vom Fort Chartres ab. Gegen das Ende des Maymonats kamen ſie an die Grenzen von Virginien, wo die Engelländer ein Fort hatten, welches mit ſtarken Palliſaden umgeben war. In der folgenden Nacht zogen ſich die Wilden, ein jeder mit einem Bündel von trocknem Holze in der Hand, bis an die Palliſaden des Forts, und ſteckten ſie damit in Brand. Der Kommandant der Engelländer, welcher herzu geeilet war, um das Feuer löſchen zu laſſen, wurde von einem Wilden, bey der Helligkeit des Feuers entdeckt, und mit einem Flintenſchuß getödtet. Alſobald rief ihnen dieſer Wilde zu: ergebet euch, ihr engliſchen Hunde, wo nicht, ſo ſollt ihr verbrannt, oder aufgefreſſen werden. Die Garniſon wurde durch dieſe Drohungen in Furcht gejagt, und weil ſie keinen Anführer mehr hat-

M 2 ten,

tachement anführte. Man ſehe das Gedicht des berühmten M. Thomas hierüber.

Von den 7 Brüdern, daraus die Familie der Villiers beſtand, ſind 6 in Canada als Vertheidiger des Vaterlandes geblieben. Der Ritter de Villier iſt der letzte, welcher 1759 in der Affaire von Niagare, gefangen wurde. Dieſer Officier hatte ein Corps Engelländer bey dem Fort Quene geſchlagen.

ten, ſo ergaben ſie ſich den folgenden Tag auf Diſcretion. Die Wilden banden alsdenn zwey und zwey als Gefangene zuſammen, einen Sergeanten ausgenommen, den ein Wilder erkannte, daß er in Friedenszeit einmal Stockſchläge von ihm bekommen hatte. Dieſer Unglückliche muſte ein Opfer der Rache dieſer Barbaren werden, und ſie verbrannten ihn ohne Barmherzigkeit. Die Wilden verzeihen niemals, ſie ſehen ſich als frey und unabhänglich an, und man muß ſich daher hüten, ſie zu ſchlagen: denn ſie ſuchen ſich gewiß, früh oder ſpät, deswegen zu rächen.

Die Engelländer, welche hier zu Gefangenen gemacht wurden, an der Zahl 40, wurden unter den Franzoſen und Wilden getheilt, welche letztern ſie, nach ihrer Gewohnheit, ausplünderten, ihnen die Haare und den Bart ausriſſen, und ſie, auf Fürbitte der Franzoſen, nur zu Sclaven machten. Doch brachten die Franzöſiſchen Officiers und die übrigen Einwohner in Illinois hernach eine Summe Geldes zuſammen, und kauften ſie aus Mitleid, durch ein Geſchenk, welches ſie den Wilden gaben, wieder loß; denn dieſe hielten ſie wie Hunde, aus der einzigen Urſache, weil ſie unſre Feinde waren, um uns ihre Ergebenheit dadurch zu beweiſen.

Von

Von dem Dorfe der Koakias gehet der Weg zu den Peorias, die mit den Illinois im Bündniß ſtehen, durch eine ſchöne und große Wieſe, die ungefehr 25 Meilen lang iſt. Die Wilden, die mich begleiteten, ſchlugen hier mit Stöcken einige kleine Vögel todt, die ſie gefalrete Schnäbel nennen. Dieſe Vögel haben bunte Federn, und ſind eben ſo wohlſchmeckend, wie die Feigenbeiſſer in Provence. Die Wilden verſicherten mich, es wären Zugvögel, und ſie verſammleten ſich hier alle Jahre um die Zeit, wenn die Erdbeeren auf dieſer Wieſe reif ſind, welche ſie gern freſſen. Das Dorf der Peorias liegt an dem Ufer eines kleinen Fluſſes, und iſt, nach Amerikaniſcher Art, mit ſtarken Pfählen, die darum herum geſetzt ſind, befeſtiget.

Bey meiner Ankunft daſelbſt erkundigte ich mich nach der Wohnung des Caciquen, man führte mich zu einer großen Cabane, wo die ganze Nation verſammlet war, weil die Renards, ihre Todfeinde, einen Trup ihrer Krieger in die Flucht geſchlagen hatten.

Ich wurde von dem Caciquen und den vornehmſten Kriegern ſehr wohl aufgenommen: ſie kamen einer nach dem andern, und drückten mir zum Zeichen der Freundſchaft die Hand, und ſchrien dabey: Hau! Hau! welches bedeu-

tet: ſey **uns willkommen**. Ein junger Wilder zündete ſogleich darauf die Friedenspfeife an, und das Oberhaupt überreichte ſie mir, ihrer Gewohnheit gemäs, um daraus zu rauchen.

Nachdem die erſten Höflichkeiten vorüber waren, ſo brachte man mir eine Schale voll von dem friſchen Safte eines Baums, den ſie der Ahornbaum nennen. Die Wilden ſammlen dieſen Saft im Monat Januar, indem ſie unten in dem Baum ein Loch bohren, und eine kleine Röhre dahinein ſtecken. Wenn der Froſt aufgehet, ſo läuft ungefähr ein Oxhof Waſſer oder Saft heraus, welchen ſie ſo lange ſieden, bis ein Syrop daraus wird, und aus dieſem kochen ſie hernach einen Zucker, der ein wenig roht, und dem Calabriſchen Manna ähnlich iſt. Die Apotheker ziehen dieſen Zucker ſelbſt den vor, der aus Zuckerrohr gekocht wird. Die Franzoſen, welche in dieſem Lande wohnen, haben von den Wilden die Kunſt dieſen Zucker zu machen gelernt. Dieſer Syrop iſt ſehr gut wider den Huſten und Bruſtbeſchwerden.

Hernach brachte man mir Brod von Pliackmine, Bärenfüße und Biberſchwänze, ich aß auch aus Höflichkeit etwas Hundefleiſch. Denn ich habe mir es zur Regel gemacht, daß

man

man ſich nach dem Volke richten muß, mit dem man zu leben gezwungen iſt, und daß man ihre Sitten nachahmen muß, um ſich ihre Liebe zu erwerben. Zum Beyeſſen ſetzte man mir eine Schüſſel voll Brey von Sagamite, die man mit Ahorn-Syrop gewürzt hatte, vor dis iſt ein Eſſen der Wilden, welches ſehr ſchmackhaft und erfriſchend iſt. Zum Deſert ſetzte man mir eine Art trockner Früchte auf, die ſehr gut ſchmecken, und ſo gut als die beſten Corinthen ſind. Dieſe Früchte ſind in dem Lande der Illinois ſehr häufig.

Den folgenden Morgen hatte ſich eine groſſe Menge Volks auf dem Felde verſammlet. Man wollte dem neuen Manitu zu Ehren einen Tanz anſtellen. Die Prieſter hatten ſich mit einer Thonerde angeſtrichen, und darinn allerley ungereimte Figuren gedruckt, und ihre Geſichter waren roth, weiß, gelb, grün und ſchwarz gemahlt. Der Oberprieſter trug auf dem Kopfe eine Mütze von Federn, die wie eine Krone geſtaltet war und daran zum Zierath ein paar Hörner von einem wilden Bock waren (1). Ich kann nicht leugnen, daß mich der Aufzug dieſes Prälaten zum Lachen bewegte. Weil aber dergleichen Feyerlichkeiten bey dieſen

(1) Dieſe Thiere findet man im Lande der Miſſouris, ihre Hörner ſind gekrümmet und ſchön ſchwarz.

Völkern ſehr ernſthaft ſind, ſo muß man ſich hüten, nicht in Lachen auszubrechen: denn ſie nehmen dieſes vor eine Spötterey und Unanſtändigkeit auf. Auch ſtöhren die Wilden die Catholiken niemals in ihrem Gottesdienſte. Aber was für ein Ungeheuer, dem göttliche Ehre angethan wurde, bekam ich hier zu ſehen! Ich ſtand an der Thüre ihres Götzentempels, der Oberprieſter (1) nöthigte mich hereinzugehen. Weil ich ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, ſo bezeugte ich einigen Abſcheu hereinzutreten. Aber einer, von den Wilden von meiner Geſellſchaft, merkte meine Unentſchloſſenheit, und ſagte mir, wenn ich nicht hineingienge, ſo würden die Wilden es für eine Beleidigung oder wenigſtens für eine Verachtung aufnehmen. Dis bewog mich, hineinzugehen, und den Manitu zu ſehen. Sein Kopf ragte über die Bruſt hervor, und war geſtaltet wie der Kopf eines Bocks, ſeine Ohren und ſeine Haare waren wie die Ohren und Haare von einem Luchs: ſeine Füße, Lenden, Schenkel und Hände waren wie an einem Menſchen. Dieſer Götze mochte ungefähr 6 Monat alt ſeyn. Die Wilden hatten ihn in einem Walde am Fuße einer Ket-

te

(1) Der Prieſter, der über den Tempel geſetzt iſt, beſtrich, ehe er opferte, ſeinem Leib mit einem harzigten Gummi, und ſtreuete Pflaumfedern von einem Schwan darüber, und tanzte in dieſem lächerlichen Aufzuge dem Götzen zu Ehren.

te von Gebirgen geſunden, welche die Berge der heiligen Barbe genennt werden, und die ſich bis an die reichen Bergwerke von Santa Fe in Mexico erſtrecken. Die ganze Nation hatte ſich verſammlet um ihn um ſeinen Beyſtand wider ihre Feinde anzurufen.

Ich gab dieſen Unwiſſenden zu verſtehen, ihr Manitu wäre ein böſer Geiſt, und bewieß es ihnen damit, daß er zugegeben hätte, daß ihre Landsleute von den Renards, ihren ärgſten Feinden, wären überwunden worden: ich rieth ihnen, ſie möchten ihn verlaſſen, und ſich an dieſem böſen Geiſte rächen. Sie antworteten mir: Tikalabe, hue ni gue, das iſt: wir glauben dir, du haſt Recht. Man ſammlete darauf die Stimmen, und es wurde beſchloſſen ihn lebendig zu verbrennen. Der Oberprieſter, oder Opferer, ſprach das Urtheil über ihn: dieſes lautete, wie es mir der Dollmetſcher überſetzt hat, alſo: „Du Ungeheuer, welches aus „den Excrementen des böſen Geiſtes gezeugt iſt, „und zwar zum Untergange unſrer Nation, „die dich in ihrem Irrthume für ihren Manitu gehalten hat; du haſt nicht auf die Opfer geachtet, die wir dir gebracht haben, und „haſt zugelaſſen, daß ein Theil unſrer Landsleute von unſern Feinden, die du offenbar beſchützeſt, geſchlagen und in die Sclaverey geführt iſt. Alle unſre Aelteſten haben deswe-

„gen auf Anrathen des Anführes von den weiſ„ſen Menſchen einmüthig beſchleſſen, daß du, „zur Strafe für deine Undankbarkeit gegen uns, „lebendig ſollſt verbrannt werden.„ Die ganze Verſammlung beſtätigte dieſes Urtheil mit einem lauten Geſchrey, und rieffen Hou, Hou, Hou.

Weil ich ſehr begierig war dis Ungeheuer in meine Gewalt zu bekommen, indem ich das, davon ich Ihnen oben geſagt, nicht hatte erhalten können, ſo fieng ich es auf folgende Art an. Ich gab dem Prieſter ein kleines Geſchenk und ließ ihn durch meinen Dollmetſcher ſagen, er möchte ſeinen Landsleuten vorſtellen, wenn ſie dis Thier verbrennten, ſo könnte vielleicht aus ſeiner Aſche ein neues Ungeheuer entſtehen, welches ihnen ſchädlich ſeyn könnte: ich wollte es daher mit über den großen See nehmen, um ſie davon zu befreyen. Meine Gründe fanden bey ihm Beyfall, und durch Hülfe des Geſchenks, welches ich ihm gab, wurde mein Vorſchlag angenommen, und beſchloſſen es mit Keulen todt zu ſchlagen: da aber meine Abſicht war, es ohne Verſtümmelung zu erhalten, ſo ließ ich ihnen ſagen, ſie möchten es meinen Leuten überliefern, die es erwürgen ſollten, wenn es einer von ihrer Nation tödtete, ſo könnte ſich dieſer dadurch ein Unglück über den Hals ziehen. Sie gaben mir auch hierin Beyfall, und überlieferten mir es mit der Bedingung, daß ich es

von

von ihrem Lande entfernen ſollte. Ich ließ es darauf erwürgen, weil ich aber weder Weingeiſt noch Brantwein hatte, um es darinn zu conſerviren, ſo muſte ich es seciren laſſen, um es Stückweiſe mit nach Frankreich zu bringen, um Ihre Sammlung von Seltenheiten der Natur damit zu vermehren. (1)

Ich will, ehe ich ſchließe, noch ein Beyſpiel von dem Aberglauben dieſer Völker, und ihrer Verehrung abſcheulicher Thiere, erzählen. Im Jahr 17[illegible]6 kam eine Geſandtſchaft von den Miſſouris (2) auf dem Fort Chartres an, dabey war auch eine alte Frau, die für eine Zauberinn gehalten wurde. Sie trug um ihren nackten Leib eine lebendige Glockenſchlange, deren Biß tödtlich iſt, wenn man nicht augenblickliche Hülfe erhält.

Dieſe Prieſterinn des Teufels redete mit der Schlange, welche ſie zu verſtehen ſchien, ich ſehe wol, ſagte ſie zu ihr, daß er dir hier nicht gefällt, kehre daher in deine Heimat zurück, wo ich dich, bey meiner Zurückkunft antreffen werde: alſobald flohe die Schlange in [illegible] einen

(1) Das Squelet von dieſem Ungeheuer iſt jetzo in dem Naturaliencabinet des M. Fagottes Commiſſairs der Franzöſiſchen Colonien in Amerika.

(2) Sie wohnen gegen Weſten von Louiſiana an einem Fluſſe, der ihren Namen führet und in den Mißißippi fällt.

einen Wald und nahm ihren Weg nach dem Lande der Miſſouris. Wenn ich abergläubiſch wäre, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß ich geſehen hätte, daß der Teufel dieſen Völkern unter der Geſtalt einer Schlange erſchienen. Eine Menge Miſſionairs haben uns, in ihren Erzählungen und erbaulichen Briefen, überreden wollen, der Teufel erſchiene dieſen Völkern, um von ihnen göttlich verehrt zu werden. Aber es gehet hier nichts übernatürliches, ſondern lauter Betrügereyen vor.

Sie wiſſen, daß alle Thiere, auch ſogar die wildeſten, ſich von dem Menſchen zähmen laſſen. Ich kann auch nicht wiſſen, ob die Schlange dieſes alten Weibes würklich nach dem Lande der Miſſouris gekommen iſt. Nur dis kann ich verſichern, daß ich einen großen Abſcheu gegen dieſe Thiere trage, und daß ich ſie todt ſchlage, wo ich ſie antreffe.

Ich erinnere mich, daß ſich ein Soldat von unſern Truppen in dem Dorfe der Peanguichias, einer Nation, die mit den Illinois alliirt iſt, beynahe einen gefährlichen Handel zugezogen hätte. Er kam in eine Cabane, und fand darinn eine lebendige Schlange, und tödtete ſie mit ſeiner Axt, ohne zu wiſſen, daß ſie der Herr von der Hütte als ſeinen Manitu verehrte. Der Wilde kam in dem Augenblicke dazu, und gerieth in die größte Wuth, da er ſeinen Gott

nicht

nicht mehr lebendig fand. Er verſicherte: dieſes ſey die Seele ſeines Vaters, welcher ſeit einem Jahre todt ſey, derſelbe habe das Unglück gehabt, zwey Schlangen, welche auf einem Felſen geleicht, mit ſeiner Flinte zu tödten, und ſey alſobald darauf krank geworden und geſtorben.

Dieſer Alte, deſſen Einbildungskraft durch ein hitziges Fieber in Unordnung gerathen war, hatte ſich vorgeſtellt, er ſehe die beyden Schlangen, die ihn deswegen Vorwürfe machten, daß er ſie getödtet hätte, und hatte deswegen, ehe er geſtorben, ſeinem Sohne empfohlen, dieſen Thieren kein Leid zu thun, damit es ihm nicht auch das Leben koſten möchte (1). Weil ich die Denkungsart dieſer Völker kannte, ſo rieth ich dem Soldaten, den dieſer Wilde als einen Mörder ſeines Gottes anſahe, ſich als betrunken oder unſinnig anzuſtellen, und zu drohen, daß er mich und ſeine Kammeraden auch tödten wollte. Die Wilden fiengen alſobald ein Geſchrey an: der weiſſe Krieger habe den Verſtand verlohren. Ich forderte darauf Stricke, um ihn binden zu laſſen, und weil ich ſehr auf ihn

(1) Ich habe in Frankreich erlebt, daß ein Bauer eine Eule von dem Dache ſeines Nachbarn herunter ſchoß: als bald darauf ſein Vater ſtarb, ſo glaubte er, dieſen Tod habe der unglückliche Vogel verurſacht.

ihn erzürnt zu ſeyn ſchien, ſo kamen die Vornehmſten von ihren Kriegern, und baten für ihn: ſie ſagten, er hätte den Verſtand verſoffen, und eben dieſes begegnete oft den rothen Menſchen auch. Um die Sache deſto wahrſcheinlicher zu machen ließ ich mich noch von der Frau des Caciquen bitten, und ſtellte mich alsdenn, als ob ich mir durch die Höflichkeit gegen ihr Geſchlecht bewogen würde, ihm zu verzeihen.

Ich ſchenkte dem Herrn der Schlange eine Bouteille Brandtwein, um ſeinen Schmerz darinn zu vertrinken. Die Wilden haben eine ungemeine Begierde nach dieſem Getränke, und ſie werden ganz raſend, wenn ſie zu viel davon getrunken haben. Wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſo ſagen ſie: der Brandtwein, und nicht ſie, hätte dumme Streiche gemacht, und glauben genugſam entſchuldigt zu ſeyn, wenn ſie bekennen, ſie wären unſinnig geweſen. Wenn ein Wilder in der Trunkenheit, einen andern tödtet, ſo wird dieſer Todtſchlag nicht gerächet. Aber ſie hüten ſich auch, daß ſie ſich nicht alle zugleich betrinken, die, welche nüchtern ſind, hüten die andern, und die Weiber verſtecken alsdenn alles tödtliche Gewehr. Man kann den Brandtwein mit unter die Plagen rechnen, wodurch das nördliche Amerika von Einwohnern entblößt iſt. Dis Getränk ſetzt den Menſchen unter das Vieh, und bringt vie-

le

le ins Grab. Ich habe oft geſehen, daß ſich die Wilden, wenn ſie ſich beſoffen hatten, unter einander mit Aexten und Keulen todt geſchlagen haben.

Ich bin nunmehro auf dem Punkt, von hier abzureiſen, und hoffe im Januar 1757 in Neuorleans zu ſeyn. Dieſen Brief ſchicke ich mit einer großen Pirogue ab, die M. de Macarty mit Depechen, an den Gouverneur ſchickt. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois vom 10ten Nov. 1756.

X. Brief.

An eben denſelben.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffahrt den Fluß herunter. Er campirt auf einer Inſul, die dieſer Fluß macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derſelben.

Mein Herr!

Sie wollen von mir wiſſen, ob die Wilden unter ſich Hauptleute, und einen König,

der

der ſie kommandirt, haben? Die Zeit, welche ich unter ihnen gelebt, ſetzt mich in den Stand ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie ſind in Stämme oder Nationen eingetheilt, davon ein jeder durch einen Caciquen, oder kleinen König regiert wird, welcher von Niemanden, als dem großen Geiſte, oder oberſten Weſen, abhängt. Ob gleich dieſe Caciquen unumſchränkt regieren, ſo wiſſen ſie ſich doch Liebe und Ehrfurcht zu erwerben, ohne ihr Anſehn gehäßig zu machen. Sie werden deswegen auch von ihren Unterthanen als Halbgötter verehrt und betrachtet, als ob ſie zur Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts gebohren wären. Sie ſind die Väter ihres Volkes, eine Würde, die ihnen weit ſchätzbarer iſt als alle Titel des Sultans und großen Mogols. Dieſe Monarchen Aſiens ſind, bey den großen Revolutionen, die ſich oft in ihren Staaten zutragen, öfters der Gefahr ausgeſetzt ihr Leben zu verlieren, denn es iſt nichts ungewöhnliches, daß ſich ihre Vaſallen wider ſie empören, und ſie ſelbſt, und ihre ganze Familie, ausrotten.

Dagegen iſt das Verbrechen der beleidigten Majeſtät in Amerika ganz unbekannt, und die Caciquen gehen, ohne die geringſte Furcht, aller Orten ſicher herum. Wenn ſich einer erkühnte ihnen nach dem Leben zu trachten, ſo wurde ein ſolcher als das ſchrecklichſte Ungeheuer

heuer angeſehen, und mit ſeiner ganzen Familie vertilgt werden.

Was ihre Kriegshauptleute betrift, welche ihre Armeen gegen die Feinde anführen, ſo werden nur ſolche zu dieſer Würde erhoben, welche öfters im Treffen für ihr Vaterland geſochten, und Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben. Und weil die Officiers ſo wol wie die übrigen Soldaten nackend gehen, ſo dienen ihnen die Narben an ihrem Leibe zu Unterſcheidungszeichen, und ſtatt der Patente.

Die Greiſe, welche nicht mehr zu Felde ziehen können, ſind deswegen der Nation nicht unnüß. Sie halten Reden an das Volk, welches ihnen, wie Orakeln, zuhört. Alles geſchiehet nach ihrem Rechte, und die jungen Leute ſagen: weil ſie länger in der Welt wären, als ſie, ſo müſten ſie auch mehr Erfahrung und Klugheit beſitzen. Wenn ich mich über die Zufriedenheit wunderte, darinn dieſe Greiſe lebten, ſo ſagten ſie mir; da ſie nun nicht mehr im Stande wären für ihr Vaterland zu fechten, ſo lehrten ſie nun ihre Nachkommen, es zu vertheidigen. Daher auch die Krieger allemal, wenn ſie aus dem Felde zurück kommen, einen Theil von ihrer Beute in die Cabanen der alten Redner bringen, die ſie zum Streite aufgemuntert haben. Die älteſten von der Nation bekommen die Kriegsgefangenen, und behalten

ſie zu ihren Sclaven. Die alten Krieger, welche nicht mehr zu Felde ziehen können, reden die Truppen an. Der Redner macht damit den Anfang, daß er an den Pfeiler mit einer Streitkolbe ſchlägt, Er erzählt alle die Coups, die er in den Schlachten ausgeführt, das iſt, wie viel Kopfhäute er von den Feinden zurück gebracht. Die Verſammlung ſchreiet alsdenn: Hau! Hau! das heiſt, es iſt wahr. Die Wilden haſſen die Lügen, und ſagen, wer lügt iſt kein wahrer Menſch.

Darauf fängt der Redner ſeine Rede ungefähr folgender maßen an: „Wenn ich noch jün„ger und ſtärker wäre, ſo würde ich euch, ſo „wie ich vormals gethan, wider unſre Feinde „ins Feld führen, und ihr würdet mich auf „den Zehen meiner Füße gehen ſehn. Ziehet „alſo aus, meine Kamaraden, wie tapfre Män„ner, habt Herzen, wie die Löwen, verſchlieſſet „eure Ohren niemals, ſchlafet wie die Haſen, „marſchiret wie die Hirſche, ſcheuet die Kälte „nicht, fürchtet euch nicht, euch ins Waſſer „zu ſtürzen wie die Budel. Wenn ihr verfolgt „werdet, ſo ſuchet eure Flucht zu verbergen. „Vor allen andern aber ſcheuet die Pfeile eu„rer Feinde nicht, und zeiget, daß ihr wahre „Krieger und Menſchen ſeyd. Wenn ihr ins „Treffen kommt, ſo gebrauchet alle eure Pfeile „wider eure Feinde, fallet ſie hernach mit eu-

„ren

„ren Keulen an, und tödtet alles was euch „widerſtehet. Es iſt beſſer im Treffen zu blei„ben, als ſich hernach unter dem Galgen ver„brennen zu laſſen.„

Wenn die Rede geendigt iſt, ſo überreicht der alte Krieger die Friedenspfeiſe dem Tacha-Mingo, oder Anführer des Heers, und allen Officiers, welche, ein jeder nach ſeinem Range, daraus rauchen. Auch alle diejenigen, welche noch nicht mit im Felde geweſen ſind, kommen und rauchen, um ſich gleichſam zu enrolliren. Darauf tanzen ſie den Krieges-Tanz, und eſſen Hundefleiſch, welches, wie ich ſchon geſagt habe, die vornehmſte Speiſe der Krieger iſt.

M. du Tiſſenet hat mir eine Geſchichte erzählt, die ſeinem Vater begegnet iſt, welcher einer der erſten Officiers geweſen iſt, die mit dem M. de Bienville nach Louiſiana gekommen ſind. Dieſer kam mit einigen Kaufleuten, die gegen Europäiſche Waaren Pelzwerk einhandeln wollten, zu einer wilden Nation. Dieſe Wilden beredeten ſich unter einander, ihnen das Fell vom Kopfe zu ziehen. M. du Tiſſenet hatte unter Weges ihre Sprache gelernt, und verſtand alſo ihre Reden, und weil er eine Perucke trug, ſo riß er dieſe vom Kopfe, warf ſie auf die Erde, und ſagte: Ihr wollt die Haut von meinem Kopfe haben, da liegt ſie, unterſtehet euch ſie aufzunehmen, wenn ihr das Herz

habt. Das Erſtaunen dieſes Volkes hierüber iſt nicht zu beſchreiben, und ſie ſtanden wie verſteinert da, denn er hatte ſich kurz vorher den Kopf ſcheren laſſen. M. du Tiſſenet ſagte darauf zu ihnen, ſie thäten groß Unrecht, daß ſie ihm wollten Uebels thun, er käme ein Bündniß mit ihnen zu ſchließen. Wenn ſie es haben wollten, ſo würde er die Seen und Flüſſe im Brand ſtecken, um ihre Schiffart zu verderben, und die Wälder anzuzünden. Er ließ ſich eine Schüſſel bringen, goß Brandtwein, den er bey ſich führte hinein, und ſteckte ihn an. Die Wilden, welche den Brandtwein noch nicht kannten, erſtaunten. Zugleich zog er ein Brennglaß aus ſeiner Taſche, und zündete damit ein Stück faul Holz an. Nun glaubten ſie in der That, er könne die Flüſſe und Wälder in Brand ſtecken. Sie erwieſen ihm deswegen viele Höflichkeit, überhäuften ihn mit Geſchenken, und ſchickten ihn mit einer ſtarken Bedeckung zurück, damit ihn Niemand beleidigen möchte. Nachher hat M. de Bienville dieſen Officier in verſchiedenen Unterhandlungen gebraucht, um mit den Wilden Bündniſſe zu ſchlieſſen.

Die Geſchichte des M. Tiſſenet erinnert mich an eine andere, die einem Italiäner begegnete, der in dem Gefolge des M. Tonty, damaligen Kommandanten des Fort Louis in Neu Frankreich, war. Dieſer reiſete zu Lande

vom

vom Fort Louis zum M. de la Salle ab, und er würde ihm haben ſehr nützlich seyn können, und ihm den Weg, den er zum Fluſſe Mißißippi nehmen müſſen, gezeigt haben, wenn er früher zu ihm gekommen wäre. Er rettete unter Weges ſein Leben auch durch eine ſehr beſondere Liſt. Einige Wilden lieſſen es ſich einfallen ihn zu tödten: er ſtellte ihnen aber vor: ſie thäten ſehr Unrecht, daß ſie einen Menſchen umbringen wollten, der ſie alle in ſeinem Herzen trüge. Dieſe Rede ſetzte die Wilden in Erſtaunen; er verſicherte ſie, wenn ſie ihn wollten Zeit geben bis den folgenden Morgen, ſo wollte er ſie von der Wahrheit deſſen, was er geſagt, überführen, und fügte hinzu, wenn ſie alsdenn fänden, daß er ſie belogen hätte, ſo möchten ſie mit ihm machen was ſie wollten. Er erhielt ohne Mühe dieſen verlangten Aufſchub. In der Nacht befeſtigte er einen kleinen Spiegel auf ſeiner Bruſt, und gieng damit zu den Wilden. Dieſe erſtaunten ſehr, als ſie ſich, ihrer Meinung nach, in ſeiner Bruſt ſahen, und ſchenkten ihm das Leben.

Ich habe das Geſchwader den Fluß herunter kommandirt, welches M. Aubri herauf geführt hatte. M. de Macarty hatte mich beordert, die Engelländer, welche der Ritter Villiers und der Cacique Papapachangouhia zu Kriegsgefangnen gemacht, nach der Hauptſtadt

 zu

zu führen. Ich habe ſehr geeilt, um nach Neuorleans zu kommen, ehe das Eis, welches aus den Flüſſen in Norden kommt, und dem Strome des Fluſſes folgt, zu gehen anfieng, denn ich würde Gefahr gelaufen haben, unter Weges liegen zu bleiben, wenn ich nicht hätte aus allen Kräften rudern laſſen, und die Kriegsgefangnen haben zu dem Ende meine Soldaten ablöſen müſſen. Weil in dergleichen Umſtänden ein jeder gleich verpflichtet iſt, für die Rettung ſeines Lebens zu ſorgen, ſo legen die Officiers mit Hand an, um die übrige Mannſchaft aufzumuntern.

Wenn man die ſteilen Felſen bey dem Brûd-Homme (1) paßirt hat, ſo findet man keine Klippen mehr in dem Mißißippi, und man bindet alsdenn die Fahrzeuge, wenn ihrer mehrere ſind, an einander, und fährt Tag und Nacht. Es darf alsdenn nur ein Steuermann auf jedem Fahrzeuge am Steuer Ruder ſitzen. Es iſt ein Vergnügen dieſen großen Fluß herunter zu ſchiffen. Die Reiſe, wozu man drey und einen halben Monat den Fluß herauf zu rudern braucht,

(1) Dieſe Felſen machen das Ufer des Mißißippi, ſie ſind ſo ſteil wie eine Mauer, und über 500 Fuß hoch. An dieſem Orte lag vordem das Fort Brûd-Homme, welches ſeinen Namen von einem Reiſegefährten des M. de la Salle führte, der an dieſem Orte geſtorben war.

braucht, thut man den Fluß herunter in zehn oder zwölf Tagen, wenn das Waſſer hoch iſt.

Ich darf auch nicht vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß es auf dergleichen Reiſen eine Gewohnheit bey den Soldaten iſt, dem Kommandanten und den übrigen Officiers, am erſten Januar das neue Jahr zu wünſchen, die denn gemeiniglich dieſe Höflichkeit mit einem Geſchenke an Brandtwein beantworten. Ich lag an dieſem Tage bey einer Inſel ſtill, die ein Arm des Mißißippi macht, und die ungefähr zwey Meilen im Umkreis hält. Dieſe Inſel iſt ganz mit hohen Bäumen bewachſen. Ein Gaſkoniſcher Soldat, der, ſo wie alle von dieſer Nation, ſehr aufgeräumt war, ſtellte ſeinen Kamaraden vor: ſie würden gewiß ein größer Neujahrs-Geſchenk bekommen, wenn ſie die Cerimonie begehen wollten, mich zum Gouverneur dieſer Inſel zu erklären. Der Sergent fand den Einfall gut, und machte die nöthige Einrichtung ihn zu vollziehen. Er fieng damit an, daß er meinen Namen in die Rinde eines Baums ſchnitte, ließ die Stücke laden, und die Soldaten das Gewehr ergreifen. Der Tambour ſchlug darauf die Vergatterung, und der Sergent, als das Haupt dieſer Feierlichkeit, nahm ſeinen Hut ab, und rief aus: Im Namen des Königs: „Ihr Tyger, Bären, Ochſen, Hirſche, Rhee und andre Thiere dieſer Inſel,

ſel, ſollt unſern Anführer für einen Gouverneur erkennen, und ihm in allen, was er euch befiehlet, Gehorſam leiſten.„ Alſobald brannte ein Soldat die Canone ab, und darauf wurde eine General-Salve aus ihren Muſqueten gegeben. Das Donnern des Geſchützes erſchreckte die wilden Ochſen auf der Inſel, ſo daß einige in den Fluß ſprangen, um ans feſte Land zu ſchwimmen: Die Soldaten verfolgten ſie in ihren Piroguen, und ſchoſſen vier davon todt, und zwey Rhee, und brachten ſie mir als ein Recht meiner Befehlshaberſtelle. Dis nöthigte mich noch länger hier ſtill zu liegen, um das Fleiſch davon zum Gebrauch auf die Reiſe einſalzen zu laſſen. Um dieſen Scherz der Soldaten vollkommen zu machen, die ich für ihren luſtigen Einfall reichlich belohnte, wollte ich auch das Innere meines Gouvernements kennen lernen: ich war aber noch keine hälbe Meile gegangen, als ich einen Bären antraf, der unter einem Eichbaume ganz ruhig Eicheln fraß. Ich that einen Schuß aus meiner Flinte auf ihn, aber die Kugel drang nur durch den Speck dieſes ungemein fetten Thieres. So bald er fühlte, daß er verwundet war, wollte er mich verfolgen, er war aber ſo dick, daß er nicht laufen konnte. Ich lockte ihn alſo, indem ich mich langſam zurück zog, bis an die Hütten meiner Soldaten, die ſeiner bald Meiſter wurden, und ihn als einen Aufrührer und Rebellen be-

ſtraf-

ſtraften. Sie hielten einen Kriegsraht über ihn, darinn der Sergent Präſident war. Die Meinung des Corporals, der die Stelle des Procurators des Königs vertrat, gieng dahin: daß man dieſem Bären, der ſich wider ſeinen Herrn empört hatte, den Kopf abſchlagen ſollte, um ſeine ſchöne Haut nicht zu verderben, und dieſes Urtheil wurde ſogleich an ihm vollzogen

Man zog ihm darauf ſeine Haut ab, welche ſehr ſchwarz iſt, und die ich eben ſo wenig von mir laſſen werde, als Herkules die Haut des Nemeiſchen Löwen, den er getödtet hatte.

Die Soldaten ſchmolzen ſeinen Speck aus (1), und bekamen daraus über 120 Maaß Fett. Sobald die Früchte reif werden, gehet der Bär aus ſeiner Höle, und kehret nicht ehender wieder dahin zurück, bis er keine mehr findet. Er bleibt alsdenn bis an die nächſte Erndte darinnen, und in dieſer Zeit friſſet und ſäuft er nicht. Er leckt die Zeit über ſeine Tatzen, und lebt von ſeinem eigenen Fette. Wenn er mager iſt, ſo iſt es gefährlich ihm zu begegnen, wenn man allein iſt. Die Wilden treiben einen ſtarken Handel mit den Bärenfel-

 len,

(1) Das Bärenfett ſchmeckt ſehr gut, man macht in Louiſiana den Sallad, das Gebackene, und die Saucen damit, und ziehet es dem Schweineſchmalze vor.

len, und ſalzen die Zunge und Füße davon ein. Sie haben mich auf meiner Reiſe oft damit, als einer großen Delicateſſe tractirt, und es hat mir dis Eſſen ſehr gut geſchmeckt.

Ich addreßire dieſen Brief nach Campeche an den Herrn d'Arragory, franzöſiſchen Agenten der Marine, der ihn nach Cadix ſenden wird, und er wird ihnen auf dieſe Art ſicherer zu Händen kommen, als wenn ich ihn mit einem unſrer Schiffe abgeſchickt hätte. Da Spanien mit Engelland nicht in Krieg verwickelt iſt, ſo ſchreibe ich an Sie ohne Umſchlag: übrigens hoffe ich im nächſten Monat April nach Europa abzureiſen. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 25 Febr. 1757.

XI. Brief.

An eben denſelben.

Der Autor reiſet nach Europa ab. Gefecht mit einem Engliſchen Seeräuber. Er embarquirt ſich auf dem Cap Francois auf eine Franzöſiſche Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die beynahe alle in ſeinem

Ge-

Geſichte von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines kleinen feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Breſt.

Mein Herr!

Weil ich kein Schiff finden konnte, um darauf nach Frankreich zu reiſen, ſo ſahe ich mich gezwungen an Boord der Brigantine, die Union, zu gehen, die der Capitain Gau-Jean kommandirt. Dieſer iſt dadurch bekannt geworden, daß er den Engelländern in dieſem Kriege 5 Fahrzeuge auf der Tour zwiſchen Frankreich und Louiſiana, weggenommen hat.

Wir giengen den 1ten April 1757 von Baliſe nach dem Cap Francois unter Segel. Den 20ten April, als wir auf der Inſul Turque waren, wurden wir ein Schiff gewahr, welches wir für ein feindliches hielten. Es verfolgte uns die Nacht hindurch, und weil es gut beſegelt war, ſo holte es uns in dreyen Stunden ein. Der Corſar löſete eine Canone auf uns, und ſchrie uns zugleich zu: uns an den König von Engelland zu ergeben. Wir beantworteten dieſes mit einer völligen Lage aus unſerm Geſchütz, und einer Salve aus dem kleinen Gewehr.

Ich

Ich rief ihm darauf mit dem Sprachrohre zu: ihre Flagge zu ſtreichen, ſonſt würde man ihr Schiff in Grund bohren. Als der Seeräuber ſahe, daß man ihm tapfern Widerſtand that, ſo zog er ſich zwiſchen die Klippen, die um die Inſel Turque ſind, zurück, um uns dahin zu locken, damit unſer Schiff ſcheitern möchte. Aber unſer Anführer war ihm zu klug, und vermied dieſe Falle, denn, anſtatt ihn zu verfolgen, ſetzte er den Weg ſeiner Beſtimmung fort, und wir kamen am 1ten May glücklich auf der Rhede vor dem Cap Francois an. Hier trafen wir die Eſcadre des M. de Beaufremont an, die zum Entſatze von Canada beſtimmt iſt. Sie hatte den M. de Bart am Boord, der vom König zum Gouverneur und General-Lieutenant der Inſel Domingo ernannt iſt. Sobald ich an Land geſtiegen, gieng ich zu ihm, ihm meine Aufwartung zu machen. Dieſer General, welcher immer bereit iſt, unglücklichen Officiers unter die Arme zu greifen, half auch mir aus der Noth, indem er mich, um mir die Koſten, welche ein längerer Aufenthalt auf der Inſel verurſachen würde, zu erſparen, vier Tage nachher wieder abreiſen ließ. Er beſorgte mir meine Ueberfarth auf einer Flotte von 26 Kauffarden Schiffen, und zwar auf Koſten des Königs. Dieſe Flotte ſegelte nach Frankreich, wohin ſie M. de Beaufremont, bis an die Cayquen convoyirte, wo er ſie, den Befehlen des

Hofes

Hofes zufolge, verließ; und nach ſeiner Beſtimmung zurück ſegelte.

Ich hatte mir ein Fahrzeug von Bourdeaux, welches die Sonne genannt wurde, zu meiner Ueberfahrt gewählt, welches ein Hauptmann, mit Namen Odouir, führte. Der Ausgang hat mich gelehrt, daß ich eine gute Wahl getroffen hatte, weil die übrigen Schiffe, aus denen dieſe Flotte beſtand, beynahe alle vor meinen Augen von den Feinden weggenommen ſind. Es ſind nur 4 davon nach Frankreich gekommen, unter denen die Sonne, auf der ich mich befand, das erſte war. Wir kamen nach einer Fahrt von 45 Tagen zu Breſt an, nachdem unſer Schiff unterweges ein engliſches Fahrzeug, auf der Höhe von Terre Neuve, weggenommen. Den 15 Junius ſtieg ich 1757 zu Breſt an Land, und gieng ſogleich hin, dem Grafen de Guay, der Kommandant der Marine in dieſem Hafen iſt, meine Aufwartung zu machen: hernach beſuchte ich den Herrn Hocquart, der Staatsraht und Intendant der Marine iſt, dem ich den Tod des M. d'Auberville meldete, welcher ad interim die Stelle des M. Mitchel de la Rouvilliere, General-Commiſſairs des Seeweſen, und Ordonnateurs der Provinz Louiſiana, bekleidet hatte. Herr Hocquart war wegen ſeiner Rechtſchaffenheit bekannt, als er Intendant über Neu Frankreich

reich war, und es iſt bekannt, daß er von da mit 40000 Livres Schulden, zurück kam, welche ihm der König um ihm ſeine Zufriedenheit über ſeine Dienſte zu bezeugen, geſchenkt hat. Er hat dem M. Bigot, ſeinem Nachfolger, ein ſchönes Beyſpiel hinterlaſſen. Denn ob er gleich keine Schätze mit zurück gebracht hat, ſo hat er ſich doch dagegen den Namen eines rechtſchaffenen und gutdenkenden Mannes erworben, und alle Wilde in Canada, welche, wie ich ſchon geſagt habe, Verdienſte hochſchätzen, haben ſeine Abreiſe beklagt.

Als ich ihm ſagte, daß es mir an Gelde fehlte, um meine Reiſe nach Hofe fortzuſetzen, ſo hatte er die Gütigkeit, und befahl dem Herrn Gaucher, welcher Commiſſair über die Caſſen der Colonien iſt, mir Geld auszuzahlen. Ueberdis bath er mich, die Zeit über, die ich mich in Breſt aufhalten würde, bey ihm zu ſpeiſen. Ich hoffe den 22ten dieſes von hier abzugehen.

Sie werden ſich vielleicht wundern, wenn Sie hören, daß ich in einer Zeit von 8 Monaten zwey Winter, zwey Sommer und zwey Frühlinge erlebt habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich habe, Ihnen geſchrieben, daß ich das Land der Illinois am Ende des Dec. 1756 verlaſſen habe, als das Eis anfieng auf dem Mißißippi zu gehen. Im Januar des folgenden Jahres langte ich zu Neuorleans an, wo das

das Clima mit den auf den Inſeln Hieres, wo unſer Regiment 1744 ſtand, einerley iſt, und um dieſe Zeit beſtellt man da die Gärten. Denn 1 April 1757 gieng ich von Louiſiana nach dem Cap Francois ab, und kam den 1ten May dahin, wo ich den Sommer fand. Denn 4ten gieng ich nach Europa zu Schiffe, und nachdem wir den Canal von Bahama paßirt waren, ſo hatten wir Frühling. Auf der Höhe von Terre Neuve bekamen wir den 12ten einen Eisberg zu Geſichte, welchen wir anfänglich für ein Schiff anſahen, aber aus der kalten Luft, welche daher wehete, urtheilten wir, daß es ein Stück Eis ſey, welches aus dem Eismeer daher getrieben worden. Den 15 Junius kamen wir nach Breſt, wo wir den Sommer fanden. Dieſer Fall iſt ſehr auſſerordentlich. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Breſt den 18ten Junius 1757.

Ende des erſten Theils.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG

J
H. V.
Bossii
(1
0
K

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bossu, Jean-Bernard, 1720-1792

Neue Reisen nach West-Indien

Bd.: 1

Frankfurt [u.a.] (1771)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 225 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253501-4
VD18 15530000-001